

## **Jugendgewalt in Entwicklungsländern – Herausforderungen für die Entwicklungszusammenarbeit**

Herausgeber:  
Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) GmbH  
Postfach 5180  
65726 Eschborn  
[www.gtz.de](http://www.gtz.de)

Abteilung 43: Gesundheit, Bildung und Soziale Sicherheit

Sektorvorhaben „Bildung und Konfliktbearbeitung“

Autor:  
PD Dr. Peter Imbusch

Verantwortlich:  
Dr. Rüdiger Blumör

Januar 2008

# Gliederung

|   |           |
|---|-----------|
| <b>Zusammenfassung .....</b>  | <b>3</b>  |
| <b>I. Einführung .....</b>  | <b>5</b>  |
| Wer sind die Jugendlichen? .....  | 6         |
| Die Probleme Jugendlicher vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklung ..... | 8         |
| Jugend und Gewalt .....   | 14        |
| Um welche Gewalt geht es? .....   | 15        |
| Umfang und Formen der Gewalt .....  | 17        |
| Konsequenzen der Gewalt .....   | 19        |
| <b>II. Erscheinungsformen und Hintergründe .....</b>                                | <b>22</b> |
| <b>III. Ursachen .....</b>  | <b>28</b> |
| <b>IV. Theorien über Jugendgewalt .....</b>   | <b>33</b> |
| 1. Psychologische Aggressions- und Triebtheorien .....                              | 35        |
| 2. Gewaltaneignung in der Sozialisation und durch Lernen .....                      | 39        |
| 3. Subkulturen, Protest, intrinsische Gewalt .....                                  | 46        |
| 4. Modernisierungstheorien .....  | 50        |
| 5. Theorien relativer Deprivation .....   | 54        |
| 6. Die Desintegrationstheorie .....   | 60        |
| 7. Demographie, Männlichkeit und Gewalt .....                                       | 64        |
| 8. Feministische Erklärungen für Gewalt .....                                       | 69        |
| <b>V. Bekämpfungsmöglichkeiten von Jugendgewalt.....</b>                            | <b>74</b> |
| Präventions- und Interventionsmaßnahmen .....                                       | 75        |
| Der Beitrag internationaler Organisationen .....                                    | 79        |
| Repressionsstrategien .....   | 84        |
| <b>VI. Resümee – Schlussfolgerungen – Handlungsempfehlungen .....</b>               | <b>85</b> |
| <b>VII. Literaturverzeichnis .....</b>  | <b>92</b> |

## Zusammenfassung

Gewalt verändert Gesellschaften auf Dauer. Sie hat dramatische Konsequenzen für das Zusammenleben und den Zusammenhalt einer Gemeinschaft. Gesellschaften können und dürfen deshalb Gewalt nicht ignorieren, da sie immer starke Verselbständigungstendenzen beinhaltet und leicht endemische Formen annimmt. Damit angemessen auf Gewalt reagiert werden kann, muss man nicht nur zwischen verschiedenen Formen der Gewalt unterscheiden, sondern auch etwas über die Hintergründe, Ursachen und Entstehungsbedingungen sowie über mögliche Erklärungsansätze von Gewalt wissen. Nur so ist es möglich, frühzeitig passformige Gegenstrategien zu entwerfen oder situationsadäquat auf Gewalt zu reagieren.

Die übergroße Mehrheit aller Gewalttaten findet in einer Lebensspanne zwischen dem 12. und dem 24. Lebensjahr statt. Jugendgewalt gilt als besonders schwerwiegend, weil sie in einer Sozialisationsphase auftritt, die vielfach prägend für das spätere Leben ist. Hier werden die Regeln des Zusammenlebens gelernt, hier werden moralische und ethische Maßstäbe gesetzt, und hier werden die Mittel und Formen erlernt, sich in einer Gesellschaft durchzusetzen. Die Gewalt Jugendlicher bzw. junger Erwachsener macht aber nicht nur das Gros aller Gewalt aus, Jugendliche bzw. junge Männer sind rein quantitativ auch die Hauptopfer von Gewalt. Deshalb benötigen alle Gesellschaften Möglichkeiten und Formen des Umgangs mit Jugendgewalt.

Jugend ist eine Entwicklungsphase, die mit großen Ambivalenzen für die Heranwachsenden verbunden ist, weil sie mit Selbstfindung, Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung sowie neuen Rollen und Erfahrungen verbunden ist. In vielen Entwicklungsländern kommen neben diesen Faktoren im Allgemeinen noch eine Fülle sozioökonomischer Probleme, soziale Ungleichheit und weitverbreitete Armut sowie nicht zuletzt eine brisante demographische Entwicklung hinzu, die es für Jugendliche schwer macht, ihren Platz in der Gesellschaft zu finden. Das Thema Jugend und Gewalt muss in vielen Entwicklungsländern vor dem Hintergrund einer breiteren und tiefgreifenden Gesellschaftskrise gesehen, die Jugendgewalt selbst als eine Verschlimmerung dieser Krise betrachtet werden. Unter den gegebenen Umständen und Bedingungen ist es deshalb eigentlich weniger erstaunlich, dass Jugendliche überhaupt gewalttätig werden, als dass noch vergleichsweise wenige Jugendliche Gewalt als Option begreifen.

Da die Erscheinungsformen und Hintergründe von Jugendgewalt jedoch komplex und ihre Ursachen vielgestaltig sind, setzen mögliche Erklärungsansätze von Jugendgewalt auf unterschiedlichen Ebenen an. Sie fokussieren auf verschiedene, teils widersprüchliche Aspekte und sind von ihrem Entstehungskontext her v.a. auf westliche Industrieländer zugeschnitten. Die folgende Untersuchung setzt sich mit verschiedenen theoretischen Erklärungsansätzen für Jugendgewalt auseinander. Im einzelnen sind dies

- psychologische Aggressions- und Triebtheorien,
- Sozialisations- und Lerntheorien,
- Theorien der Subkultur, des Protests und intrinsischer Gewalt,
- Modernisierungstheorien,
- Theorien relativer Deprivation,
- Desintegrationstheorien,
- Theorien, die demographische Entwicklungen in den Mittelpunkt rücken, und
- feministische Theorien.

Keine dieser Theorien ist für sich allein in der Lage, eine umfassende Erklärung für alle Phänomene der Jugendgewalt zu liefern. Deshalb ist eine Integration verschiedener Theorieansätze dringend geboten.

Zugleich sind mit den unterschiedlichen theoretischen Erklärungsangeboten eine Vielzahl offener Fragen (etwa nach der Kulturspezifität von Gewalt, nach den allgemeinen Hintergründen und spezifischen Ursachen von Jugendgewalt, nach der Angemessenheit von Vergleichsmaßstäben, nach der Übertragbarkeit westlicher Konzepte auf die Situation in Entwicklungsländern etc.) verbunden, die in der Regel nur durch eine weitergehende Erforschung der Zusammenhänge von Jugend und Gewalt geklärt werden können.

Der TZ kommt die Aufgabe zu, möglichst frühzeitig – und international koordiniert – Maßnahmen zu entwickeln, die nicht nur effektiv im Rahmen einer notwendigen Konfliktintervention sind, sondern bereits im Sinne einer Gewaltprävention wirken. Die TZ sollte ihre Anstrengungen auf dem Gebiet von Bildung und Erziehung stärken, weil diese Bereiche offensichtlich am effektivsten Jugendgewalt eindämmen und ungünstige Sozialisationsverläufe ausgleichen. Dabei sollte ein spezielles Augenmerk auf die besondere Problematik junger Mädchen und Frauen gelegt werden. Langfristig konstruktive Konfliktbearbeitung auf dem Gebiet der Jugendgewalt setzt die frühzeitige Identifizierung zukünftiger *hot spots* voraus.

## I. Einführung

Die vorliegende Studie setzt sich mit dem Problemfeld Jugend und Gewalt in sogenannten Entwicklungsländern auseinander. Insbesondere geht es dabei um mögliche Ursachen für Jugendgewalt und Erklärungsansätze, die verständlich machen, wie es zu dieser Gewalt kommt, welche Auslösefaktoren es für die Gewalt Jugendlicher gibt und mittels welcher Theorien sich Jugendgewalt erklären lässt. Sodann wird auch nach möglichen Bekämpfungsmöglichkeiten gefragt und werden Überlegungen im Hinblick auf die Reintegration von Jugendlichen nach Gewalterfahrungen angestellt. Es ist unmittelbar einsichtig, dass das Phänomen Jugendgewalt bereits an sich höchst vielschichtig ist und eine Vielzahl unterschiedlicher Phänomene und Aspekte beinhaltet. Dies trifft noch stärker zu, wenn das Thema Jugendgewalt in Entwicklungsländern im Fokus der Betrachtung steht. Deshalb werden im folgenden Erscheinungsformen und Hintergründe von Jugendgewalt kulturspezifisch für einzelne Regionen beleuchtet, um einen Eindruck von der Unterschiedlichkeit und der Bandbreite der Gewalt von Jugendlichen zu vermitteln. Denn trotz mancher grundlegender Gemeinsamkeit zwischen Jugendlichen in hochentwickelten Industriegesellschaften und unterentwickelten Regionen gibt es doch beträchtliche Differenzen zwischen ihnen, die nicht nur mit dem allgemeinen Entwicklungsniveau, sondern insbesondere mit den konkreten Lebensbedingungen und der Lebenssituation von Jugendlichen zu tun haben. Auch variiert das Verständnis von dem, was Jugend jeweils bedeutet oder heißt, beträchtlich.

Das ist aber nur die eine Seite des Problemfeldes Jugend und Gewalt, nämlich die von Jugendlichen als Tätern. Zumindest ebenso gewichtig ist jedoch die Kehrseite, nämlich Jugendliche als Opfer. Jugendliche sind in hohem Maße und in ganz verschiedenen Lebenskontexten der Gewalt – zumeist relativ schutzlos – ausgeliefert. Sie sind in vielen Ländern die Hauptleidtragenden von Gewaltanwendungen oder der Folgen von Gewalt. So sind sie beispielsweise Gewalt in hohem Maße im sozialen Nahbereich (Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft) ausgesetzt; Jugendliche selbst sind die Hauptopfer von Jugendgangs und Banden; Gewalt erfahren sie aber auch durch gewaltsame Konflikte, Staatszerfall und Bürgerkriege. Entsprechend zieht sich durch die gesamte Literatur über das Thema Jugend und Gewalt ein fundamentaler Gegensatz: Entweder werden Jugendliche als passive Opfer gesehen oder sie werden als aktive Täter und damit Bedrohungen für die Sicherheit und Ordnung eines Landes betrachtet. Differenzierte, auch die Ambivalenzen der Jugendphase reflektierende Betrachtungen sind selten.

In diesen einführenden Bemerkungen wird es neben einigen grundlegenden Ausführungen zur Problematik der Jugendphase v.a. um Definitionen und Begriffe, um Grundlagen und Abgrenzungen, um Differenzierungen gehen, die zum Verständnis des nachfolgenden Textes wichtig sind. Denn es ist nicht unbedingt klar, was überhaupt gemeint ist, wenn von Jugendgewalt in den Entwicklungsländern die Rede ist. Wie viele gewalttätige Jugendliche gibt es in der Dritten Welt? Wer sind die Jugendlichen, um die es geht, welche Eigenschaften und Attribute besitzen sie und in welchen sozialen Kontexten leben sie? Schließlich: Was sind typische Formen von Gewalt Jugendlicher? Welche Kosten beinhaltet diese Gewalt für die Gesellschaft?

### *Wer sind die Jugendlichen?*

Eine adäquate Definition des Begriffs Jugend zu geben und damit zugleich die Lebenswelten der Jugendlichen einzufangen, ist zunächst einmal schwierig. Das liegt weniger daran, dass man nicht chronologisch ein bestimmtes Alter festlegen könnte, in dem man die Heranwachsenden als Jugendliche bezeichnet, sondern wesentlich an funktionalen oder kulturellen Aspekten, über die Jugend ebenfalls definiert werden könnte. So bezeichnet etwa die UN-Kinderkonvention gleich zu Beginn in ihrem ersten Artikel, dass ein Kind jedes menschliche Wesen unter 18 Jahren ist, sofern nicht Gesetze bestehen, die den Erwachsenenstatus ausdrücklich eher festlegen. In der großen Mehrheit der Länder liegt die Schwelle zum Erwachsensein jedoch bei 18 Jahren, so dass sie sich auch in weiteren Konventionen findet. Andere chronologisch angelegte Definition von UN-Organisationen weisen gegenüber dieser stark dichotomen und juristischen Sichtweise (Kinder vs. Erwachsene) stärkere Differenzierungen und v.a. Überlappungen auf. Als Jugendliche (*adolescents*) gelten der WHO, UNICEF und UNFPA etwa alle Personen der Altersgruppe zwischen 10 und 19 Jahren. Die UNO selbst bezeichnet das Alter zwischen 15 und 24 Jahren als Jugend (*youth*) und betrachtet Personen zwischen 10 und 24 Jahren als junge Leute (*young people*). Weil die meisten Definitionen von Jugend auf westlichen Verständnissen bzw. Theorien der Kindentwicklung aufbauen, die jedoch keineswegs überall Gültigkeit besitzen, gibt es daneben noch stärker funktional oder kulturell ausgerichtete Definitionsversuche. Funktionale Definitionen von Jugendlichen heben darauf ab, dass Jugend etwa das Alter umfasst, in dem es um den Übergang vom Kindsein zum Erwachsensein geht, und das durch bestimmte Rituale und physische Veränderungen gekennzeichnet ist. Kulturelle Definitionen hingegen nehmen stärker auf die sozialen Kontexte Bezug, also auf die Rollen, die Individuen in einer bestimmten Gesellschaft zugeschrieben

werden oder übernehmen. Beide Definitionslinien berücksichtigen damit stärker die regionale kulturelle Vielfalt und die große Variabilität der Zuschreibung des Status' Jugendlicher, der eben früher oder später erreicht wird. Jugend ist dann ein soziales Konstrukt und kein ein für alle Mal festgelegter Altersabschnitt. Jugend hat weniger mit einer bestimmten Altersstufe zu tun, als mit einem bestimmten Status und Verhalten.

Der *World Youth Report* gibt folgende allgemeine Definition: „Youth represents the transition from childhood to adulthood and is therefore a dynamic stage in an individuals development. It is an important period of physical, mental and social maturation, during which young people are actively forming their identities and determining acceptable roles for themselves within their communities and societies. They are increasingly capable of abstract thought and independent decision-making. As their bodies continue to change, their sexuality begins to emerge, and they are presented with new physical and emotional feelings as well as new social expectations and challenges.” (World Youth Report 2005: 150) Betrachtet man Jugend in diesem Sinne, dann lässt sich der Übergangsprozess wesentlich durch fünf Dimensionen kennzeichnen: intensives Lernen, um *skills* und Humankapital für das Leben zu bilden; Eintritt in das Berufsleben, um sich und ggf. die Familie versorgen zu können; Gesundbleiben und Gesundheitsrisiken und -gefährdungen umzugehen lernen; Familien gründen und sich auf die Elternschaft vorbereiten; Bürgerrechte und Bürgerpflichten in einem Gemeinwesen kennen- und auszuüben lernen.

Nicht selten wird der Terminus Jugend entsprechend im Sinne einer allumfassenden Kategorie benutzt, um eine kohärente Gruppe zu charakterisieren, in der Differenzen von Geschlecht, Klasse, Ethnizität o.ä. als sekundär gegenüber der gemeinsamen Identität als Jugendlicher betrachtet werden. Es darf aber nicht übersehen werden, dass diese Aspekte der Jugendphase keineswegs äußerlich bleiben. Das Leben von Jugendlichen in der Dritten Welt oder in einzelnen Entwicklungsländern zeichnet sich durch große Disparitäten im Zugang zu Ressourcen, enorme soziale Ungleichheiten und sehr unterschiedliche Lebensstile zwischen einzelnen Gruppen von Jugendlichen aus. In vielen Teilen der Welt leiden junge Menschen an Hunger, ihnen fehlt der Zugang zu Bildung und Gesundheitseinrichtungen, sie haben schlechte Berufsaussichten und sind in der Folge auch Unsicherheit und Gewalt ausgesetzt. Neben diesen ungleichheitsbasierten Aspekten spielen noch ethnische Untergliederungen für die Lebenschancen Jugendlicher ein gewichtige Rolle. Sind Gesellschaften stark ethnisch segregiert oder gibt es in ihnen starke ethnische Minderheiten, dann schlagen sich die unterschiedlichen

Normen, Wertvorstellungen und Lebensweisen so nieder, dass sie schließlich eigenständige Spaltungs- und Trennlinien in einer Gesellschaft konstituieren, die soziale Ungleichheit noch verstärken. Nicht zuletzt muss hier darauf hingewiesen werden, dass Jugend auch eine bedeutsame und weitreichende Gender-Dimension enthält. In diesem Entwicklungsstadium trennen sich nämlich endgültig die gesellschaftlichen Erwartungen und persönlichen Aspirationen von Jungen und Mädchen. Gerade Mädchen und junge Frauen erfahren in diesem Zeitabschnitt neue Restriktionen und ihre Einstellungen und ihr Verhalten, insbesondere ihre Sexualität, wird stärker „überwacht“. Häufig werden junge Mädchen aus den kulturellen Normen einer Gesellschaft (Reinheit, Heiratsfähigkeit, Familienreputation, Ehre etc.) heraus stärker „beschützt“ als dies bei Jungens der Fall ist. Während sich die Handlungsspielräume für die männlichen Jugendlichen erweitern, nehmen sie für die weibliche Jugend in der Regel eindeutig ab.

#### *Die Probleme Jugendlicher vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklung*

Die demographischen Trends in vielen Entwicklungsländern verlaufen vollkommen konträr zu denen der entwickelten Industrieländer: Während letztere mit Problemen der zunehmenden Überalterung ihrer Gesellschaften zu kämpfen haben, die bereits zu einem weitreichenden Umbau in den sozialen Sicherungssystemen zwingen und noch gänzlich unabsehbare Konsequenzen für die Zukunft beinhalten, sind die meisten Entwicklungsländer sehr junge Gesellschaften, d.h. der Anteil von Kindern und Jugendlichen an der Gesamtbevölkerung ist sehr hoch. Gegenwärtig gibt es in den Entwicklungsländern die größte Jugendpopulation seit Menschengedenken. UN-Statistiken sprechen davon, dass bis zu 48% der Weltbevölkerung unter 24 Jahre alt ist; 86% der 10-24-Jährigen leben in den Entwicklungsländern. Dort sind allein 1,3 Mrd. junge Leute zwischen 12-24 Jahren alt. Nähme man den Anteil der Kinder hinzu, so erhöhte sich der Anteil noch deutlich. Bezieht man diese in Bevölkerungsprojektionen ein, dann wird die Zahl der 12-24-Jährigen ihren Gipfelpunkt mit 1,5 Mrd. Menschen im Jahr 2035 erreichen und danach nur graduell abnehmen. Hinter diesen allgemeinen Zahlen verbergen sich unterschiedliche regionale Trends: So hat die Zahl von Jugendlichen in Ostasien (insbesondere China) schon seinen Gipfelpunkt erreicht und nimmt langsam wieder ab. Das gleiche gilt für weite Teile Europas und Zentralasiens. Am anderen Ende der Skala findet sich die jugendliche Bevölkerung im subsaharischen Afrika, die sich bereits seit 1950 vervierfacht hat und schnell weiter wachsen wird. Südasien, Lateinamerika und die Karibik sowie die MENA-Region haben schon einen Gipfelpunkt (besser: ein hohes Plateau) erreicht und

liegen zwischen den beiden Extremen, wobei die jugendliche Bevölkerung in Lateinamerika eher auf hohem Niveau stagniert, in der MENA-Region noch langsam wächst und in den nächsten 25 Jahren ihren absoluten Höhepunkt erreicht (vgl. World Bank 2007: 33).

Wie sind diese unterschiedlichen demographischen Entwicklungstrends zu erklären? Während in den westlichen Industrieländern der demographische Wandel bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts eintrat und das Sinken der Sterblichkeit schließlich mit einem verringerten Geburtenwachstum einherging, so dass sich Geburten- und Mortalitätsraten ungefähr die Waage hielten – das Bevölkerungswachstum betrug kaum 1% –, so verlief die demographische Entwicklung in quantitativer Hinsicht den meisten Entwicklungsländern gänzlich anders. Hier nahmen die Sterblichkeitsraten in den 1950er und 1960er Jahren stark ab und erzeugten ein Bevölkerungswachstum, das in manchen Ländern über 4% pro Jahr betrug. Das rapide Bevölkerungswachstum dieser Jahre – die sogenannte Bevölkerungsexplosion – ist der Ursprung der gegenwärtigen *youth bulges*, denn die heutigen Jugendlichen sind die Kinder der Generation jener Bevölkerungsexplosion.

Es ist unmittelbar einsichtig, dass nicht nur die Überalterung von Gesellschaften diese vor hohe Herausforderungen stellt, sondern dass ein hoher Anteil von Kindern und Jugendlichen ebenfalls zum Krisenfaktor für Gesellschaften werden kann. Wenn Kinder und Jugendliche auch häufig positiv bewertet und ihr grundlegender Beitrag zu Entwicklungsprozessen hervorgehoben werden, so machen in den letzten Jahren doch immer häufiger Schlagworte einer „*youth crisis*“ bzw. einer „*youth in crisis*“ oder Vorstellungen einer mit demographischen und sozioökonomischen Faktoren in Verbindung stehenden und „ausufernden Jugendgewalt“ die Runde. Wie immer man diese „Jugendkrise“ näher bestimmt – es wäre interessant zu unterscheiden, ob es sich um eine genuine Krise der Jugend handelt, die dann Auswirkungen auf die Gesellschaft hat, oder ob sich nicht die Gesellschaft in einer Krise befindet, die wiederum dramatische Rückwirkungen auf die Jugendlichen hat – scheint es zu stimmen, dass die Jugendlichen als Kategorie in der Mehrzahl hochgradig unzufrieden mit ihrer Lebenssituation sind – und zwar unabhängig von der Weltregion. Relativ einhellig fühlen sie, dass ihnen eine gute Ausbildung vorenthalten wird bzw. sie keine gute Erziehung bekommen können; sie haben nur schlechte Beschäftigungsaussichten und marginale Hoffnungen auf einen guten Beruf; sie identifizieren sich kaum mit dem Denken und Handeln der Eltern; sie fühlen sich in der Gesellschaft an den Rand gedrängt und sehen sich ohne wirklichen Einfluss. Wenn dies auch mit den schwierigen Übergangsprozessen zum Erwachsenenalter zu tun haben mag, in

dem Fragen der Identität besonders gravierend sind, so kann ein Blick auf die realen Probleme in den einzelnen Weltregionen doch die Wahrnehmung für über schwierige Abgrenzungs- und Identitätsbildungsprozesse hinaus gehende spezifische Probleme der Jugendlichen schärfen (vgl. zum folgenden World Bank 2006).

Der afrikanische Kontinent steht mit seinem schnellen Wachstum einer jugendlichen Bevölkerung vor den größten Herausforderungen. Über 200 Mio. Menschen sind dort im Alter von 12-24 – und die Zahl wird in den nächsten 20 Jahren weiter stark wachsen. Die sich hier schon andeutende demographische Beule wird den Kontinent vor verschiedene Herausforderungen stellen:

- Die mangelnde Gesundheitsvorsorge und die AIDS-Epidemie haben einen verheerenden Effekt auf die Jugend auf dem Kontinent. AIDS ist zur ersten Todesursache unter den jungen Leuten geworden, so dass die Lebenserwartung fällt und die Mortalität steigt.
- Viele Länder des Kontinents sind durch Bürgerkriege, gewaltsame Konflikte und Staatszerfall gekennzeichnet oder verfügen insgesamt nur über fragile Staatsstrukturen. Die Wiederherstellung einer grundlegenden Infrastruktur und sozialer Dienste, um die Bedürfnisse von Jugendlichen zu befriedigen, wie auch die Demobilisierung und Reintegration von ehemaligen Kämpfern und Kindersoldaten in das zivile Leben, sind vordringliche Aufgaben für eine zukünftige Krisenprävention und eine Rezivilisierung.
- Auch das Erziehungssystem steht vor großen Herausforderungen. Obwohl die Einschulungsraten überall gestiegen sind, schließen 45% der jungen Menschen die Grundschule (primary school) nicht ab. Da der Übergang zu mittleren und höheren Schulformen wegen mangelnder öffentlicher Unterstützung häufig nicht möglich und der Zugang zur Universität nach wie vor exklusiv ist, sind für die meisten Jugendlichen Aussichten auf gute Jobs prekär.
- Die Jugendarbeitslosigkeit ist auf dem afrikanischen Kontinent von allen Weltregionen am höchsten. Da viele junge Menschen gezwungen sind, schon früh zum Lebensunterhalt beizutragen, gibt es zudem im subsaharischen Afrika einen hohen Anteil von Kinderarbeit im informellen Sektor. Informalität und Kinderarbeit bedeuten aber eine geringe Qualität der Beschäftigung ohne soziale Sicherheit.
- Darüber hinaus sind Fragen der Herausbildung einer männlichen Identität von besonderer Bedeutung, weil sie an der Schnittstelle zwischen Konflikt und Gewalt, Sex und AIDS liegen und viel mit Geschlechterhierarchien und Rollenzuweisungen zu tun haben.

Die Zahl der Jugendlichen im Alter zwischen 12-24 in Ostasien und der Pazifikregion hat mit ca. 450 Mio. Menschen – das Gros entfällt dabei auf China – nahezu ihren Höhepunkt erreicht. Besondere Probleme der Jugendlichen können in folgenden Tatsachen gesehen werden:

- Die Jugendarbeitslosigkeit ist in den meisten Ländern erheblich höher als die der Erwachsenen. Größere Diskrepanzen zwischen den Erziehungssystemen und den Arbeitsmarktanforderungen und abrupte Übergänge von der Schule ins Arbeitsleben sorgen hier für relativ große Friktionen.
- Konflikte und politische Instabilität haben im Verbund mit wirtschaftlichen Krisen und Regierungsversagen zu sozialen Entwurzelungsprozessen geführt, welche die Jugendlichen zu einem Instabilitätsfaktor ersten Ranges machen. Jugendliche kämpfen in Ost-Timor für die Unabhängigkeit, protestieren in Indonesien gegen die repressive Politik der Regierung oder gehen in verschiedenen anderen Ländern als Straßengangs kriminellen Aktivitäten nach.
- Viele junge Leute sind gezwungen, für bessere Lebensperspektiven ihre angestammten Wohnorte zu verlassen und zu migrieren. Sowohl die innergesellschaftlichen (Land-Stadt-Migration) wie auch internationalen Migrationsbewegungen sind vom Umfang her beachtlich, aufgrund der schlechten Ausbildung von Jugendlichen aber äußerst risikoreich.

Im osteuropäisch-zentralasiatischen Raum gibt es annähernd 65 Mio. junge Leute im Alter von 14-25 – die Mehrheit davon in Zentralasien. Die wesentlichen Herausforderungen können hier in folgenden Aspekten gesehen werden:

- Der Übergang von der Schule in die Arbeitswelt gelingt vielen Jugendlichen nicht. Es gibt hohe Abbrecherquoten, Analphabetismus und beträchtliche Fehlqualifikationen sowie eine hohe Arbeitslosigkeit unter den Jugendlichen.
- Über 18 Mio. Jugendliche der Region (27%) sind schlichtweg „überflüssig“, d.h. sie arbeiten nicht und gehen auch nicht zur Schule. Diese Jugendlichen unterliegen Multi-Exklusionen und sind besonders anfällig für kriminelle Aktivitäten jeder Art.
- Auch in dieser Region gibt es hohe interne und externe Migrationsziffern unter den jungen Leuten. Der *brain drain* gut ausgebildeter Kräfte und ein ausgeprägter Menschenhandel gehören mit zu den schwerwiegendsten Problemen für die Region und die Jugend.
- Mehr als 80% aller AIDS-Infizierten in der Region sind unter 30 Jahre alt. Drogenhandel, die Art des Drogengebrauchs und Prostitution tragen entscheidend zur Ausbreitung der Krankheit bei.

- Halt und Orientierung gebende Familienstrukturen lösen sich durch den begrenzten Zugang zu Bildung und zum Arbeitsmarkt auf, so dass das Heiratsverhalten hinaus gezögert wird und die Zahl außerehelicher Kinder dramatisch zunimmt. Damit steigt das Armutsrisiko beträchtlich.
- Die Jugendlichen sind zu einem kritischen politischen Akteur in der Region geworden, weil sie nur ungenügend in politische Prozesse involviert und durch zentralistisch-autoritäre Strukturen von effektiver Partizipation und sie betreffenden Entscheidungen ausgeschlossen sind.

Die Zahl der Jugendlichen in Lateinamerika und der Karibik beträgt ca. 140 Mio. Die Mehrheit der Länder erlebt diesbezüglich gerade einen demographischen Gipfelpunkt, in anderen steht er noch bevor. In einigen Ländern beträgt der Anteil der Jugendlichen an der Bevölkerung bis zu 60%.

- Soziale Ungleichheiten kennzeichnen hier die Situation der Jugendlichen. Schicht- und milieuspezifische Schulbildung, unterschiedliche Beschäftigungsmöglichkeiten, Arbeit im formellen oder informellen Sektor sowie Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung sorgen für beträchtliche Chancenungleichheiten, die noch durch Diskriminierungen aufgrund des Geschlechts und der ethnischen Zugehörigkeit verstärkt werden.
- Ein beträchtlicher Anteil der jungen Leute verfügt nicht über eine angemessene Schulbildung. Von den 20-Jährigen haben 50% nicht die secondary school abgeschlossen, höhere Bildung ist nach wie vor einer kleinen Schicht vorbehalten.
- Die Jugendarbeitslosigkeit beträgt durchschnittlich 15% und liegt damit beträchtlich über der der Erwachsenen. Die große Mehrheit der Jugendlichen verfügt nicht über Erziehungs-Kapital und ist somit auch nicht in der Lage, entsprechendes Sozialkapital zu bilden. Ca. 20% der Jugendlichen zählen zu den sogenannten „Überflüssigen“.
- Die AIDS-Infektionen steigen insbesondere unter den Jugendlichen in der Karibik stark an, ihr Zugang zu Gesundheitsdienstleistungen ist gleichzeitig begrenzt.
- Jugendgewalt ist über die gesamte Region hinweg weit verbreitet. Insbesondere die Bedeutung von Jugendbanden und Gangs sowie die mit Drogen in Verbindung stehende Gewalt hat stark zugenommen. Die Mortalitätsraten unter den Jugendlichen sind – länderspezifisch unterschiedlich – hoch.
- Viele Jugendliche sehen den einzigen Ausweg in regionaler und überregionaler Migration. Ende der 1990er Jahre lebten beispielsweise 2,3 Mio. jugendliche Lateinamerikaner in

den USA. Dies hat in einigen Ländern bereits dramatische Folgen für die Familienstrukturen.

In der MENA-Region leben etwa 100 Mio. Jugendliche zwischen 12 und 24 Jahren. Die Zahl der jungen Menschen wird ihren Höchststand hier erst in den nächsten 25 Jahren erreichen.

- Die Jugendarbeitslosigkeit ist eines der vordringlichsten Probleme in dieser Region. Zwar ist die Arbeitslosigkeit generell hoch, aber die Jugendarbeitslosigkeit liegt häufig zwischen 50% und 60%. Angesichts der großen Zahl Jugendlicher stehen die Arbeitsmärkte unter einem enormen Druck, der nur partiell durch die Expansion des Erziehungssystems und Migrationsprozesse verringert werden kann.
- Obwohl Bildung und Erziehung bereits stark ausgeweitet wurden, ist die Qualität und die Relevanz des Erlernten häufig gering, so dass die Beschäftigungsaussichten trotz verbesserter Allgemeinbildung nicht steigen.
- Die politischen Systeme der Länder des Nahen und Mittleren Ostens und Nordafrikas erlauben es den Jugendlichen in der Regel nicht, an politischen Prozessen teilzuhaben und ihre Interessen geltend zu machen. Hohe Arbeitslosigkeit und blockierte politische Kommunikationskanäle sorgen für Frustrationen, die das Konfliktrisiko erhöhen. Gerade in Transitions-gesellschaften ist die Konfliktivität hoch. Das Zusammenspiel eines hohen Anteils frustrierter Jugendlicher mit wirtschaftlichen Krisenprozessen und politischen Blockaden erklärt einen Gutteil der Konflikte der letzten Jahre innerhalb der Region.
- In der gesamten Region sind Gender-Differenzen stark ausgeprägt. Obwohl sich der Zugang zu Bildung und Arbeit für Frauen in den letzten Jahren schon verbessert hat, besteht hier eine beträchtliche Lücke fort, weil häufig soziale Normen den gleichberechtigten Zugang begrenzen. Entsprechend ist die Arbeitslosigkeit unter jungen Frauen hoch und sind die erreichten Bildungsabschlüsse geringer als die der jungen Männer.
- Schwangerschaften stellen zudem in der Region ein beträchtliches Gesundheitsrisiko dar, weil damit verbundene Erkrankungen eine bedeutende Todesursache für junge Frauen sind.

In Südasien beträgt die Zahl junger Menschen zwischen 12-24 Jahren ungefähr 400 Mio. Das sind ein Fünftel der Gesamtbevölkerung der Region und etwa 30% aller Jugendlichen in den Entwicklungsländern. Ihre Zahl wird noch langsam zunehmen und in den nächsten 25 Jahren in den meisten Ländern einen Gipfelpunkt erreichen.

- Jugendliche stellen auch in dieser Region etwa die Hälfte aller Arbeitslosen. Das Beschäftigungswachstum hat hier nicht mit dem allgemeinen Wirtschaftswachstum Schritt gehalten und es gibt ein beträchtliches Missverhältnis zwischen den in der Schule erworbenen und den von Unternehmen erwarteten Qualifikationen. Zudem ist der Anteil von Kinderarbeit in dieser Region sehr hoch.
- Die Jugendlichen sind in hohem Maße Gesundheitsrisiken ausgesetzt: Dies betrifft zum einen die geringe Kenntnis über sexuell übertragbare Krankheiten und risikoreiches Sexualverhalten – 50% aller Neuinfektionen an AIDS entfallen auf Jugendliche –, zum anderen eine schlechte Gesundheitsversorgung – so sind 15%-20% der Todesfälle von jungen Frauen auf Schwangerschaftskomplikationen zurückzuführen. Auch ist der Tabakkonsum unter Jugendlichen stark angestiegen.
- Gender-Unterschiede sind zudem in der Region von großer Bedeutung. Sie benachteiligen junge Frauen auf vielfältige Art und Weise. Dies beginnt mit geringen Einflussmöglichkeiten in Bezug auf die Ausbildung, betrifft sodann die mögliche Partnerwahl und setzt sich später bei Entscheidungen in der Familie fort. Über 40% der weiblichen Jugendlichen sind verheiratet, bevor sie das 18. Lebensjahr erreicht haben. Die Analphabetenquoten sind unter jungen Frauen erheblich höher als bei männlichen Vergleichsgruppen. Zudem sind die jungen Frauen in hohem Maße Gewalt im sozialen Nahbereich ausgesetzt und häusliche Gewalt ist eine der größten Todesursachen für junge Frauen in der Region. Frauenhandel und sexuelle Ausbeutung, insbesondere von Frauen aus armen ländlichen Gegenden, sind an der Tagesordnung.

### *Jugend und Gewalt*

Wenn es um die Thematik „Jugend und Gewalt“ geht, ist man zunächst gut beraten, sich vor allfälligen Vereinfachungen des Themas zu hüten. Nicht nur ist der Umfang des Problems in einzelnen Ländern höchst unterschiedlich, sondern es gibt auch das, was man die „Normalität“ von Jugend nennen könnte. Damit ist gemeint, dass auch Jugendliche in der Dritten Welt in relativ geschützten oder behüteten Verhältnissen aufwachsen, nicht oder kaum mit Gewalt in Berührung kommen und sie – durch welche Umstände auch immer – nicht gewalttätig werden. Gewalt hat auch in der Dritten Welt einen relativ eindeutigen Schicht- und Milieubezug, d.h. diejenigen Jugendlichen, die zu Gewalttätern werden, entstammen in ihrer übergroßen Mehrheit aus den unteren Schichten oder prekären Sozialmilieus. Zudem muss daran erinnert werden, dass Jugendgewalt in der Dritten Welt – wie auch hierzulande – heißt, dass ganz ü-

berwiegend junge Männer Gewalt anwenden und junge Frauen nur zu einem verschwindend geringen Anteil daran beteiligt sind. Dass das Thema „Jugend und Gewalt“ so stark im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht, hat zum einen damit zu tun, dass Jugendgewalt in viel höherem Maße sichtbar ist als die Gewalt anderer Gruppen. Sie findet nämlich – im Gegensatz etwa zu häuslicher Gewalt – häufig als Gruppengewalt in Gangs, in der Öffentlichkeit oder in der Schule statt. Zum anderen erregt die Gewalt und Brutalität Jugendlicher aufgrund ihres Alters ordnungspolitische und sozialpädagogische Aufmerksamkeit, weil es um Sicherheitsbedürfnisse der Bevölkerung und Präventions- oder Interventionsmaßnahmen geht, um die Jugendlichen wieder in die Gesellschaft zu integrieren. Schließlich trägt die mediale Berichterstattung dazu bei, die Gewalt von Jugendlichen grell auszuleuchten und Bilder und Metaphern in der Öffentlichkeit zu verbreiten, die dann häufig zu einer Überschätzung des Phänomens wie der Gewalt generell führen.

Gleichwohl ist der immer wieder hergestellte Nexus von Jugend und Gewalt durchaus berechtigt, denn Jugendliche sind weit überproportional in gewaltsame Konflikte verstrickt und das Gros der Gewalt, der Straftaten, von Devianz und kriminellem Verhalten wird von Jugendlichen und jungen Männern begangen. Hier ist sogar im letzten Jahrzehnt eine Verjüngung der Gewalttäter und eine Verrohung im Gewaltverhalten Jugendlicher feststellbar. Neben der diffusen ungerichteten Gewalt und rein instrumentellen Gewalthandlungen muss Gewalt auch im Kontext der Ausdrucksmöglichkeiten von Jugendlichen betrachtet werden, die in späteren Lebensabschnitten an Relevanz verlieren. Das Jugendalter gilt als eine experimentierfreudige Lebensphase, in der Identitäten gebildet und Persönlichkeitsmuster geformt werden. Männlichkeitsnormen und Mannhaftigkeitsrituale, die auch den Einsatz körperlicher Gewalt als Mittel der eigenen Interessendurchsetzung beinhalten und Legitimierungen aggressiver und auffälliger Verhaltensmuster sind an der Tagesordnung. Die komplexe, durch hochgradige Ambivalenzen gekennzeichnete und identitätsmäßig noch brüchige Jugendphase lädt also gewissermaßen auch zur Gewalt ein bzw. legt sie als Handlungsmuster zur Selbstbehauptung nahe.

*Um welche Gewalt geht es?*

Doch was soll überhaupt unter Gewalt verstanden werden, um welche Arten und Typen von Gewalt es sich handelt, die Jugendliche anwenden oder denen sie ausgesetzt sind, und welche Hintergründe und Ursachen hat Gewalt? Da ein Teil dieser Fragen in den folgenden Kapiteln

näher erörtert wird, sollen an dieser Stelle nur einige einführende und grundlegende Differenzierungen vorgenommen werden. Das betrifft zunächst den Gewaltbegriff und die universell gültige Unterscheidung von direkter, struktureller und kultureller Gewalt (Imbusch 2002). Als Gewalt wird in der Regel zunächst der Kernbereich der direkten physischen Gewaltanwendung gegen andere Personen verstanden, deren Ziel die Schädigung, Überwältigung oder Übermächtigung ist. Die Gewalt selbst kann dabei eher ungerichtet sein (z.B. bei Cliques, Gangs oder Jugendbanden, die mit wahllosen Überfällen, Diebstählen und Bedrohungen auf sich aufmerksam machen), instrumentellen oder zielgerichteten Charakter haben (z.B. bei Räubern und Mördern, deren Gewalt in der Regel auf ein bestimmtes Ziel oder Gut gerichtet ist; oder bei Hooligans, Skinheads und rechtsextremen Gruppen, die ihre fremdenfeindlichen und rassistischen Mentalitäten in Gewalt umsetzen) oder rein expressiv ausgeübt werden (z.B. als Ausagieren von Männlichkeitsritualen, Lust am Zoff, Spaß an härteren Gangarten etc.). Diesem Kernbereich der direkten physischen Gewalt, die als Variation auch noch die psychische Gewalt beinhaltet, steht die strukturelle Gewalt gegenüber. Unter struktureller Gewalt versteht man jene Formen und Arten der Gewalt, die ohne direkten Täter auskommen und die sich eher aus den anonymen Strukturen einer Gesellschaft ergeben. Sie beschneidet Entfaltungsmöglichkeiten von Menschen, reduziert Lebenschancen und verbaut Zukunftsoptionen, ohne dass dies dem Einzelnen immer bewusst ist. Die Wirkung tritt in der Regel als sozialer Zwang auf, der von Ge- und Verboten begleitet wird, erlebt wird sie als soziale Ungerechtigkeit. Erfahrungen struktureller Gewalt von Jugendlichen (Armut, Ausgrenzung, Marginalität) können – je nach Umgang mit dieser Realität – selbst eine wichtige Quelle von Gewalt seitens der Jugendlichen werden. Aufstandsbewegungen, *riots*, gewaltsame Proteste, Plünderungen sind dann die geläufigen Ausdrucksformen dieser aus Verhältnissen struktureller Gewalt resultierenden Gewaltformen. Als kulturelle Gewalt bezeichnet man demgegenüber all jene legitimatorischen, beschönigenden, beschwichtigenden und verdeckenden Argumentationen, die darauf abzielen, Gewalt nicht mehr als solche erscheinen zu lassen, ihren an sich problematischen Charakter zu verkleinern oder ihren Einsatz hoffähig zu machen. Kulturelle Gewalt weist ein großes Spektrum von möglichen Begründungen für Gewalt seitens der an Gewalt Interessierten auf und besteht etwa in der Verniedlichung der Gewalt (z.B. „ist doch nicht so schlimm“, „hat uns auch nicht geschadet“), der Akzeptanzsteigerung von Gewalt (z.B. „ist doch gar keine Gewalt“, „ist notwendig zur Verteidigung“) und der Legitimierung bestimmter Gewaltarten (z.B. „wir müssen hart und mit allen Mitteln zurückschlagen“, „Gewalt ist das einzige, was jetzt noch hilft“). Nimmt man hier noch symbolische Gewalt hinzu, also Gewalt, die sich über Worte (z.B. Propaganda, Beschimpfen, Abwerten), Gesten (z.B. Überlegen-

heitsgesten, Pöbeleien, Mobbing, Bullying) oder kulturelle Normen (z.B. FGM, körperliche Züchtigung) realisiert, dann lässt sich in Bezug auf Jugendliche nicht nur feststellen, dass diese häufig einen ruppigeren Umgangston pflegen, der auch vor dem Einsatz von Körperkraft nicht zurückschreckt, sondern in der Auseinandersetzung mit anderen Jugendlichen kraftmeierische Haltungen an den Tag legen, die bereits im Vorfeld zur eigentlichen Gewalttat Ehrfurcht, Angst oder Schrecken verbreiten sollen.

### *Umfang und Formen der Gewalt*

Jugendliche und junge Männer sind in allen Gesellschaften die hauptsächlichen Gewalttäter. Gewalt durch Jugendliche gehört zu den sichtbarsten Formen der Gewalt in jeder Gesellschaft. Die Jugendlichen sind aber auch diejenigen, die am häufigsten Opfer von Gewalttaten werden. Morde und nicht tödlich verlaufende Gewalt sind weltweit eine zentrale Ursache für vorzeitigen Tod, schwerwiegende Verletzungen und Invalidität. Da eine genaue Erfassung aller Gewalttaten nicht möglich ist und diesbezüglich nicht nur beträchtliche Dunkelziffern, sondern häufig auch nur lückenhafte statistische Aufzeichnungen existieren, soll im Folgenden am Beispiel der Mordraten an Jugendlichen Ausmaß und Umfang des Problems annäherungsweise verdeutlicht werden. Für das Jahr 2000 wird geschätzt, dass etwa 199.000 Jugendliche durch Tötungsdelikte umgekommen sind (das sind 9,2 pro 100.000 Einwohner). Das bedeutet, dass im Durchschnitt jeden Tag 565 Jugendliche zwischen 10 und 29 Jahren an den Folgen interpersoneller Gewaltanwendung gestorben sind. Die Homizidraten variieren je nach Region beträchtlich: Sie reichen von 0,9 pro 100.000 in den westeuropäischen Gesellschaften und Teilen Asien und des Pazifiks über 17,6 pro 100.000 in Afrika bis hin zu 36,4 pro 100.000 in Lateinamerika (WHO 2002).

Tableau 1: Homizidraten unter Jugendlichen (10-29 Jahre) in ausgewählten Ländern

| Land           | Jahr | Gesamtzahl | Homizidraten<br>Total | pro 100.000<br>männlich | Einwohner<br>weiblich |
|----------------|------|------------|-----------------------|-------------------------|-----------------------|
| Albanien       | 1998 | 325        | 28,2                  | 53,5                    | 5,5                   |
| Argentinien    | 1996 | 628        | 5,2                   | 8,7                     | 1,6                   |
| Australien     | 1998 | 88         | 1,6                   | 2,2                     | 1,0                   |
| Aserbaidtschan | 1999 | 194        | 6,7                   | 12,1                    | ---                   |
| Brasilien      | 1995 | 20386      | 32,5                  | 59,6                    | 5,2                   |
| Chile          | 1994 | 146        | 3,0                   | 5,1                     | ---                   |
| Deutschland    | 1999 | 156        | 0,8                   | 1,0                     | 0,6                   |
| Ecuador        | 1996 | 757        | 15,9                  | 29,2                    | 2,3                   |
| El Salvador    | 1993 | 1147       | 50,2                  | 94,8                    | 6,5                   |
| Frankreich     | 1998 | 91         | 0,6                   | 0,7                     | 0,4                   |
| Großbritannien | 1999 | 139        | 0,9                   | 1,4                     | 0,4                   |
| Italien        | 1997 | 210        | 1,4                   | 2,3                     | 0,5                   |
| Japan          | 1997 | 127        | 0,4                   | 0,5                     | 0,3                   |
| Kanada         | 1997 | 143        | 1,7                   | 2,5                     | 0,9                   |
| Kasachstan     | 1999 | 631        | 11,5                  | 18,0                    | 5,0                   |
| Kirgistan      | 1999 | 88         | 4,6                   | 6,7                     | 2,4                   |
| Kolumbien      | 1995 | 12834      | 84,4                  | 156,3                   | 11,9                  |
| Kuba           | 1997 | 348        | 9,6                   | 14,4                    | 4,6                   |
| Mexiko         | 1997 | 5991       | 15,3                  | 27,8                    | 2,8                   |
| Niederlande    | 1999 | 60         | 1,5                   | 1,8                     | 1,2                   |
| Paraguay       | 1994 | 191        | 10,4                  | 18,7                    | ---                   |
| Polen          | 1995 | 186        | 1,6                   | 2,3                     | 0,8                   |
| Puerto Rico    | 1998 | 538        | 41,8                  | 77,4                    | 5,3                   |
| Russland       | 1998 | 7885       | 18,0                  | 27,5                    | 8,0                   |
| Spanien        | 1998 | 96         | 0,8                   | 1,2                     | 0,4                   |
| Südkorea       | 1997 | 282        | 1,7                   | 2,1                     | 1,3                   |
| Thailand       | 1994 | 1456       | 6,2                   | 10,0                    | 2,2                   |
| Turkmenistan   | 1998 | 131        | 6,9                   | 12,4                    | ---                   |
| Ukraine        | 1999 | 1273       | 8,7                   | 13,0                    | 4,3                   |
| Ungarn         | 1999 | 41         | 1,4                   | 1,4                     | 1,5                   |
| USA            | 1998 | 8226       | 11,0                  | 17,9                    | 3,7                   |
| Usbekistan     | 1998 | 249        | 2,6                   | 3,8                     | 1,3                   |
| Venezuela      | 1994 | 2090       | 25,0                  | 46,4                    | 2,8                   |
| Weißrussland   | 1999 | 267        | 8,8                   | 13,2                    | 4,3                   |

(WHO: World Report on Violence and Health, S. 28f.)

Die Homizidraten unterscheiden sich aber nicht nur in verschiedenen Weltregionen, sondern auch hinsichtlich einzelner Länder drastisch voneinander. Von den Ländern, für die überhaupt entsprechende WHO-Daten verfügbar sind, weisen die jugendlichen Homizidraten für bestimmte lateinamerikanische Staaten – 84,4 pro 100.000 in Kolumbien; 50,2 pro 100.000 in El Salvador; 32,5 pro 100.000 in Brasilien – und die Karibik – 41,8 pro 100.000 in Puerto Rico – die höchsten Werte auf. Mit Werten zwischen 15 und 25 Tötungsdelikten pro 100.000 folgen z.B. Venezuela, Ecuador, Mexiko und Panama. Vergleichsweise geringe Raten (3 bis 6 pro 100.000) weisen dagegen Argentinien, Chile, Uruguay und Costa Rica auf. In Osteuropa weisen z.B. die Russische Föderation (18,0 pro 100.000) und Albanien (28,2 pro 100.000) die höchsten Werte auf. Abgesehen von den USA mit einer Homizidrate von 11,0 pro 100.000 sind die meisten Staaten mit Homizidraten über 10 pro 100.000 entweder Entwicklungsländer oder sog. Transformationsländer, die einem schnellen sozioökonomischen Wandel ausgesetzt sind. Die Länder mit den geringsten Homizidraten liegen in Westeuropa – 0,6 pro 100.000 in Frankreich; 0,8 pro 100.000 in Deutschland; 0,9 pro 100.000 in Großbritannien – oder in Asien – 0,4 pro 100.000 in Japan.

Auch im Bereich der Homizidraten zeigen sich bedeutsame geschlechtsspezifische Unterschiede. Beinahe überall ist die Betroffenheit von jungen Frauen beträchtlich geringer als die von jungen Männern. Grundsätzlich gilt: Je höher die Homizidrate ist, desto stärker sind auch männliche Jugendliche die Opfer und desto weniger sind Mädchen und junge Frauen betroffen. In den Ländern mit den höchsten Homizidraten beträgt die Relation ca. 1:15. Da sich Jugendgewalt nicht in Tötungsdelikten erschöpft, können zur Abschätzung ihres Ausmaßes zumindest für manche Länder auch noch weitere Daten über nicht tödlich verlaufende Gewalt herangezogen werden, um zu einem abgerundeteren Bild des Phänomens zu gelangen. Diesbezügliche Studien haben ergeben, dass zu jedem Tötungsdelikt noch 20-40 Gewalttaten hinzugerechnet werden müssen, die nicht tödlich enden, deren Verletzungen aber eine medizinische Versorgung notwendig machen. Die große Mehrheit der Opfer ist auch in diesem Fall männlich (WHO 2002: 28).

### *Konsequenzen der Gewalt*

Jugendgewalt hat beträchtliche individuelle und gesellschaftliche Konsequenzen. Diese können beispielsweise nach nichtmonetären und direkten bzw. indirekten monetären Kosten differenziert werden. Schließlich zeitigt Gewalt soziale und ökonomische Multiplikatoreffekte,

die Gewalt und Kriminalität in hohem Maße als ernsthaftes Entwicklungshindernis erscheinen lässt (Morrison/Biehl 1999; Buvinic/Morrison/Shifter 2003; Heinemann/Verner 2006).

Beginnen wir mit den individuellen und nichtmonetären Konsequenzen. Kinder und Jugendliche als Opfer

- müssen zunächst einmal mit den unmittelbaren physischen Folgeschäden für die Gesundheit fertig werden (je nach Schwere und Art der Verletzungen von wieder heilenden Wunden bis hin zur dauerhaften Invalidität),
- haben Einschränkungen der sexuellen Leistungs- und Regenerationsfähigkeit zu tragen (sexuelle Dysfunktionen, Geschlechtskrankheiten, AIDS, ungewollte Schwangerschaften),
- leiden unter vielfältigen psychologischen Folgeerscheinungen der Gewalt (Alkohol- und Drogenmissbrauch, Depressionen und Angstzustände, Ess- und Schlafstörungen, Scham- und Schuldgefühle, retardierte Entwicklung, gewalttätige und kriminelle Verhaltensweisen, Hyperaktivität, geringes Selbstwertgefühl, PTSD, psychosomatische Störungen, Selbstmordgedanken), und
- müssen mit den langfristigen Folgewirkungen von Gewalt umgehen (höheres Sterblichkeitsrisiko, geringere Lebenserwartungen durch Krebs, Herz- und Kreislauferkrankungen, Unfruchtbarkeit).

Gewalt bringt zudem erhebliche finanzielle Kosten mit sich. Dies beginnt mit

- den direkten Kosten (wie medizinische Behandlung und Versorgung, Arztbesuche und Krankenhausaufenthalte sowie die Inanspruchnahme anderer medizinischer Dienstleistungen), und
- den indirekten Kosten (wie Produktivitätsverluste, Invalidität, geringere Lebensqualität und vorzeitiger Tod),
- und reicht bis hin zu durch Gewalt entstehenden Kosten für den Staat und seine Institutionen (erhöhte Ausgaben für Polizei und Justiz, die mit der Verfolgung der Täter zu tun haben; Kosten, die Wohlfahrtseinrichtungen für die Betreuung von Opfern und Tätern entstehen; Kosten in Zusammenhang mit Pflegebedürftigkeit; Zerstörung von Infrastruktur).

Die ökonomischen Multiplikatorwirkungen von Gewalt betreffen v.a.

- makroökonomische Produktivitätseffekte (verringerte Investitions- und Sparquoten, Kapitalflucht, niedrigere Staatseinnahmen, Niedergang des Tourismus, verzerrte Ausgabenstrukturen),

- intergenerationelle Produktivitätseffekte (behinderte oder erschwerte Aufstiegschancen durch mangelnden Schulbesuch, geringere Einschulungsraten durch zerstörte oder auseinander gerissene Familien, Wiederholung von Schulklassen seitens der Kinder und Jugendlichen), sowie
- den Arbeitsmarkt (geringere Partizipation am Arbeitsmarkt, geringere Produktivität, niedrigere Löhne, Produktionsausfälle durch Absentismus).

Die soziopolitischen Multiplikatorwirkungen von Gewalt betreffen v.a.

- die zwischenmenschlichen Beziehungen (Abnahme von Sozialkapital, die Weitergabe von Gewalt über die Generationen, Erosionsprozesse des sozialen Lebens und des Zusammenhalts von Gesellschaften),
- die Lebensqualität der Bürger (reduzierte Lebensqualität durch Angst und Unsicherheit, Überwachungs- und Schutzmaßnahmen, Entstehung von *no go areas*, Bedrohungsgefühle und gestiegenes Opferrisiko),
- den Staat (Autoritäts- und Glaubwürdigkeitsverluste, Erosion des staatlichen Gewaltmonopols, verringerte Partizipation an demokratischen Prozessen und Verfahren).

Es ist unmittelbar einsichtig, dass Gewalt und Kriminalität ernsthafte Entwicklungsprobleme herauf beschwören. Durch die beträchtlichen gesellschaftlichen Kosten, die durch ein hohes Gewaltniveau entstehen, werden Mittel gebunden, die anderweitig sinnvoller genutzt werden könnten. Auf diese Weise behindern oder verzögern hohe Gewaltniveaus in Gesellschaften in der Regel Entwicklungsprozesse. Versucht man einmal die Kosten, die mit Kriminalität und Gewalt einhergehen, zu beziffern, dann gehen Schätzungen etwa für den lateinamerikanischen Kontinent davon aus, dass sich diese Kosten auf 14% des BSP belaufen; 1,9% des Humankapitals der Länder geht jährlich durch Gewalt verloren. Da sich die einzelnen durch Gewalt induzierten Kosten und Effekte kumulieren, lässt sich sagen, dass in einem extrem gewaltdurchwirkten Land wie Kolumbien das Pro-Kopf-Einkommen heute um über 30% höher liegen könnte als dies real der Fall ist (WHO 2004). Bei Prozessen des Staatszerfalls und endemischer Gewalt, in Bürgerkriegssituationen und langanhaltenden Konfliktkonstellationen schließlich findet gar keine Entwicklung mehr statt, die diesen Namen noch verdiente. Die Zerstörung der sozialen und ökonomischen Grundlagen eines Landes, die Entwicklung von Gewaltmärkten und die Beanspruchung insbesondere der jungen Menschen für zerstörerische Aktivitäten begründet in der Regel den entwicklungspolitischen Ruin und sorgt für die nachhaltige Verarmung eines Landes.

## II. Erscheinungsformen und Hintergründe

In der Berichterstattung über Jugend und Gewalt in Entwicklungsländern finden sich vielfältige Stereotypen und Vereinseitigungen. Lange Zeit wurden Kindheit und Jugend in Entwicklungsgesellschaften gar nicht angemessen als Themen wahrgenommen. Später beherrschte beispielsweise der Topoi des Kindersoldaten die öffentliche Aufmerksamkeit und sorgte über die Umstände der Rekrutierung regelmäßig für Empörung. Nach der Beendigung vieler gravierender Bürgerkriege in Afrika standen eine gewisse Zeit Jugendbanden oder Gangs etwa in Südafrika oder in Mittelamerika im Mittelpunkt des Interesses. Heute wird dagegen in Besorgnis erregender Weise über die sog. *youth bulges* gesprochen, als wenn ein großer Anteil junger Menschen an der Bevölkerung bereits für sich genommen ein Warnsignal für Konflikte und Gewalt wäre. Solche öffentlichkeitswirksamen Bilder verbergen allerdings mehr als sie zu erhellen vermögen. Sie verbergen nicht nur, dass die Gewalt von Jugendlichen in der Dritten Welt weitaus mehr Formen kennt als die genannten, sie verdecken auch die vielfältigen Motive und unterschiedlichen Ursachen der Gewalt. Sie verzerren nicht zuletzt das Bild von Jugendlichen beträchtlich, weil sie in der Öffentlichkeit häufig nur als Problemfälle erscheinen, ohne den positiven Beitrag zu sehen, den Jugendliche auch für Gesellschaften bedeuten.

Die allermeisten jungen Menschen jedenfalls schaffen den Übergang vom relativ beschützten, abhängigen Kindsein zum selbständigen und eigenverantwortlichen Erwachsenen unter Berücksichtigung der üblichen Identitätskrisen und Persönlichkeitskonflikte recht gut. Mit Hilfe der Familie, der Schule, entsprechenden *peer groups* etc. bewältigen sie diese Statuspassage und finden schließlich auch unter schwierigen Bedingungen ihren Weg in die Gesellschaft. Dass dabei je nach Ausstattung mit Ressourcen, je nach sozialer Lage und auch Land oder Region höchst unterschiedliche Lebensverhältnisse entstehen, die sich dann wieder zu stark stratifizierten Lebenswelten verdichten, muss an dieser Stelle außer Acht bleiben.

Gleichwohl weicht eine mehr oder weniger große Minderheit von jungen Menschen von diesem Pfad ab: Durch wagemutige oder riskante Verhaltensweisen setzen sie ihre Gesundheit aufs Spiel oder bedrohen sie ihren sozialen Status; mit der Entdeckung ihrer Sexualität gehen sie bewusst oder unbewusst Risiken ein; manche greifen aus Frustration oder Experimentierfreude zu Drogen, Alkohol und Zigaretten; und einige entwickeln starke Aggressionen und werden deshalb gewalttätig.

Dies liegt nicht zuletzt daran, dass sich die jungen Menschen heutzutage im Übergangsprozess von der Kindheit zum Erwachsenen vielfältigen Herausforderungen und Hindernissen gegenübersehen, die in vielen Teilen der Welt durch soziale und ökonomische Probleme wie Unterentwicklung, Armut, Hunger, Krankheit noch verstärkt werden. Dort, wo Mädchen und Jungen in expliziten Konfliktsituationen oder gar unter Bürgerkriegsbedingungen aufwachsen, beeinträchtigt die Konfrontation mit und die Erfahrung von Gewalt zusätzlich alle Dimensionen ihres Lebens. Gefühle des Ausgeschlossenseins, von ökonomischer Marginalisierung und sozialer Exklusion führen unter bestimmten Bedingungen zur Gewalt oder tragen zumindest zur Kontinuität von Gewalt bei. Insofern ist der UNDP (2006: 11) zuzustimmen, dass das Thema Jugend und Gewalt in Entwicklungsländern äußerst komplex ist und es weit mehr betrifft als allein eine „renitente“, „sich heruntreibende“, „gefährdete“, „verwahrloste“, „randalierende“ oder „gewalttätige“ Jugend. Das Thema Jugend und Gewalt muss in vielen Entwicklungsländern vielmehr vor dem Hintergrund einer breiteren Gesellschaftskrise gesehen werden, die Jugendgewalt selbst als Verschlimmerung dieser Krise. Erstaunlich ist unter diesen Bedingungen weniger, warum Jugendliche überhaupt zur Gewalt greifen, sondern eher, warum so wenige Jugendliche Gewalt als eine Option betrachten.

Gewalt ist auch unter Jugendlichen in Entwicklungsländern ein sehr schillerndes Phänomen auf unterschiedlichen Ebenen mit ganz verschiedenen Dimensionen. Sie reicht auf der einen Seite von den gewaltsamen Mitteln und Wegen, Konflikte innerhalb der Familie zu lösen, über den systematischen Einsatz professioneller Mörder bis hin zu Gewalt in Kriegen und Bürgerkriegen. Entsprechend vielfältig sind die Formen, in der sie auftritt bzw. ausgeübt wird. Diese reichen von der individuellen Gewalthandlung (drohen, schlagen, berauben, überfallen, verletzen, töten), die von einem einzelnen jungen Menschen vorgenommen wird, über Formen der Gruppengewalt, bei denen Jugendliche in Gangs oder Banden auftreten und dann gegebenenfalls gemeinsam gewalttätige Handlungen ausführen, bis hin zu Formen kollektiver Gewalt wie Aufständen und Bürgerkriegen, in denen Jugendliche ob ihres Mutes bzw. ihrer Unerschrockenheit gefragt sind oder etwa als Kindersoldaten eingesetzt werden. Auch der Terrorismus ist ein Phänomen vornehmlich junger Männer und bestimmte Formen des Terrorismus bedienen sich Jugendlicher oder sogar Kinder zur Durchführung ihrer Anschläge. Bereits an dieser Aufzählung dürfte deutlich werden, dass es „die Jugendgewalt“ als solche nicht gibt, sondern diese in eine Vielzahl von Phänomenen zerfällt, deren einigendes Band einzig der Tatbestand ist, das Jugendliche als Akteure in ihrem Mittelpunkt stehen.

Differenziert man nun auf der anderen Seite Handlungsanlässe und Motivationsstrukturen für Gewalt aus, dann wird man feststellen können, dass auch in dieser Hinsicht die Rede von „der Jugendgewalt“ unangemessen ist, weil die Motive und Beweggründe, die junge Menschen zur Gewalt führen bzw. sie Gewalt ausüben lassen, ganz verschieden sind. Als Hintergrund für die Gewalt mag an dem einen Ende des Spektrums einfache Niedertracht, Bereicherungssucht, das Mehr-Haben-Wollen oder schlichtweg Egoismus und Geltungssucht stehen, die junge Leute dazu bringen, Überfälle, Entführungen, Raub- oder Morddelikte zu begehen. Vor dem Hintergrund großer sozialer Ungleichheit, beruflicher Perspektivlosigkeit und eigener Benachteiligung scheint dies für einen Teil der Jugendlichen ein Weg zu sein, doch noch an den Gütern der Gesellschaft teilzuhaben und gleichzeitig durch „erfolgreich“ durchgeführte Taten sich Anerkennung bei Referenzgruppen zu verschaffen, die ihnen ansonsten ob ihrer Lebenssituation verwehrt bleiben würde.

Gewalt von Jugendlichen in der Familie oder in der Schule hat dagegen eher etwas mit beengten Wohnverhältnissen und sozioökonomischen Frustrationserlebnissen zu tun, lässt sich auf eigene frühe Gewalterfahrungen als Opfer von Eltern oder Verwandten zurückführen und hängt sehr stark auch mit *dysfunctional parenting* zusammen. Drogen- und Alkoholmissbrauch sind häufig Auslöser für Gewalt in der Familie. Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen machen aus früheren Opfern später Täter, weil Sozialisations- und Lerneffekte dafür sorgen, Gewalt als ein probates, erfolgversprechendes Mittel zur Durchsetzung der eigenen Interessen schätzen zu lernen.

Davon wiederum zu unterscheiden sind die Jugendbanden und Gangs, die in sich bereits äußerst heterogen sind und entsprechend auch unterschiedliche Gewaltpotenziale beinhalten: Neben sog. *street-corner*-Gruppen, die eher den Charakter von Cliques mit zeitweiligem Lust am Zoff haben, gibt es auch mehr oder weniger fest organisierte, gewaltaffine Jugendgangs und schließlich ganz und gar kriminelle Banden Jugendlicher und junger Männer, die sich gewerbsmäßig im Bereich von Drogenhandel, Prostitution und Eigentumskriminalität bewegen. Mögen in den harmloseren Cliques noch männliche Bewährungs- und Initiationsrituale auf dem Weg in die Welt erwachsener Maskulinität (wie z.B. die Zurschaustellung und Betonung von Kraft, Stärke, Kampfbereitschaft mitsamt den entsprechenden Symbolen, die Hinnahme und Umwertung von Verletzungen und Gewalt, aber auch Ehre, Respekt, Kameradschaften und Zusammenhalt sowie heterosexuelle Potenzgebahren) ein entscheidendes Motiv

für die Zugehörigkeit sein, so kommen bei den gewaltbereiten Jugendgangs und kriminellen Banden noch weitere Faktoren hinzu, die es für sie reizvoll machen, Mitglied einer Jugendbande zu werden: fehlende Aufstiegschancen und geringe soziale Mobilität in Gesellschaften, die aggressiv Konsum predigen und Partizipation an der Gesellschaft v.a. an Konsumfähigkeit messen; geringe Verfolgung und Aufklärung von Straftaten und mangelhafte Erzwingung von Recht und Gesetz; Schulabbruch und geringe Bezahlung von unqualifizierter und gering qualifizierter Arbeit; fehlende Fürsorge und mangelnde Orientierung durch das Elternhaus oder sonstige Familienmitglieder; schwere körperliche Züchtigungen oder Viktimisierung im Elternhaus; falsche Vorbilder oder *peer groups*, die bereits Mitglieder in Gangs und Banden sind. In der Regel ist es ein komplexes Wechselspiel von Faktoren, dass junge Menschen zu Gang- und Bandenmitgliedern werden lässt. Diese entstehen insbesondere dort, wo die soziale Ordnung oder die Integrationsfähigkeit von Gesellschaften bereits zusammen gebrochen ist und alternative kulturelle Verhaltensweisen als Orientierungsmaßstäbe fehlen.

Betrachtet man schließlich Phänomene kollektiver Gewalt, dann sind Kinder und Jugendliche darin zunächst einmal Opfer. In Protestaktionen und Aufständen, bei der Aufstandsbekämpfung, in Bürgerkriegen und regulären kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Staaten, in denen Gewalt endemisch wird und soziale Ordnung zusammen bricht, verlieren Kinder ihre Eltern, stehen Jugendliche selbst unter Verdacht und müssen die Folgen von Krieg und Gewalt tragen. Frauen und junge Mädchen sind zusätzlich sexuellen Übergriffen und Vergewaltigungen ausgesetzt, die zu einem probaten Mittel der Kriegführung geworden sind. Gleichwohl erschöpft sich die Rolle von Kindern und Jugendlichen nicht im Opferstatus. In den verschiedenen Bürgerkriegen auf der Welt sind schätzungsweise ca. 300.000 Kindersoldaten involviert. Daneben ist eine unbekannt Zahl von Jugendlichen aktiv an den Kämpfen beteiligt gewesen. In den langanhaltenden konfliktiven Auseinandersetzungen variieren die Motive zu kämpfen beträchtlich. Ging man lange Zeit davon aus, dass Kinder und Jugendliche in hohem Umfang durch *warlords* und Banden für kriegerische Zwecke zwangsrekrutiert würden, so hat die neuere Forschung auch hier ein differenzierteres Bild gezeichnet: Viele der Jugendlichen und Kinder schließen sich den Bürgerkriegsparteien aus ökonomischer Perspektivlosigkeit, wegen der Generierung von Einkommen, aus Gründen des Verlustes der Eltern oder simplen Verteidigungsaspekten „freiwillig“ an, um ihr Überleben zu sichern. Das direkte Involviertsein einer hohen Zahl von Jugendlichen und Kindern in kriegerische Auseinandersetzungen beschwört beträchtliche Reintegrationsprobleme für die betroffenen Gesellschaften herauf,

weil die Kinder und Jugendlichen nach Beendigung der Konflikte häufig vor dem Nichts stehen und ein beträchtliches Unruhepotenzial bilden.

Wenn an diesen Diagnosen durchaus einiges vertraut erscheint und die ein oder andere Parallele zu gewalttätigen jugendlichen Subkulturen in Europa oder Deutschland erkennbar ist, so ist doch gleichwohl auf einige Besonderheiten oder Spezifika hinzuweisen, die Differenzen im Umgang von Jugendlichen mit Gewalt zwischen den führenden Industrieländern und den Entwicklungsländern markieren. Fünf solcher Differenzen möchte ich im Folgenden herausstellen, weil sie mir zentral zu einem adäquaten Verständnis der Thematik Jugend und Gewalt zu sein scheinen.

Erstens, die typischen Formen und Muster von Jugendgewalt unterscheiden sich in den entwickelten Industrieländern und den Entwicklungsländern in einigen Aspekten stark voneinander. Das betrifft zunächst die Typen von Gewalt selbst: Während alltägliche Gewalt, Kleinkriminalität, auch Jugendgangs und Bandenwesen wahrscheinlich Phänomene sind, die in unterschiedlichem Maße überall auf der Welt anzutreffen sind, so ist z.B. der Einsatz von Kindersoldaten wesentlich ein Spezifikum von Bürgerkriegssituationen (Afrika, aber v.a. auch Birma). Sodann betrifft er auch die Art der Gewalt gegen Kinder und Jugendliche: Kinderarbeit, Kinderhandel und sexuelle Ausbeutung von Jugendlichen und Kindern sind in Westeuropa und Nordamerika zumindest offiziell gebannt oder sie unterliegen strengen gesetzlichen (Ausnahme-) Regelungen. Dies ist z.B. in weiten Teilen der Dritten Welt nicht der Fall, der Einsatz von Kindern zur Erzielung von Familieneinkommen allgegenwärtig. Kulturell codierte Formen der Gewalt wie *Female Genital Mutilation* (FGM) finden sich nur noch im subsaharischen Afrika; Ehrenmorde, wie sie in der arabischen Welt vorkommen, gehören hierzu-lande seit langem der Vergangenheit an. Man ist also gut beraten, angesichts eines weiten Überschneidungsbereichs auf dem Feld der Jugendgewalt nicht den Blick für die Unterschiede und Differenzen zu verlieren.

Zweitens ergeben sich aus den unterschiedlichen Entwicklungsniveaus der Gesellschaften und ihrer sozioökonomischen Verfasstheit beträchtliche Unterschiede im Hinblick auf die Ursachen und Hintergründe von Gewalt. Faktoren wie die große soziale Ungleichheit, relative Deprivation, Armut, strukturelle Heterogenität und daraus resultierende sozialstrukturelle Verwerfungen (Marginalisierung, Exklusion) sind als Erklärungsmuster für Gewalt weit höher einzuschätzen als in den entwickelten Industrieländern, da sich aus ihnen strukturelle und v.a.

dysfunktionale Benachteiligungen ergeben, die lebensweltlich als soziale Ungerechtigkeit erfahren werden. Gefühle sozialer Ungerechtigkeit sind jedoch überall auf der Welt das Movens für soziale Kämpfe und Konflikte. Nicht umsonst ist der Kontinent mit der größten sozialen Ungleichheit – Lateinamerika – zugleich auch der gewalthaltigste in seiner Geschichte.

Drittens bestehen in den meisten Ländern der Dritten Welt vollkommen unterschiedliche Handlungskontexte und Umwelten für Gewalt. Zum einen ist Gewalt als Handlungsmodus vielfach weniger geächtet als in den entwickelten Industrieländern und deshalb viel präsenter im öffentlichen Raum. Zum anderen lassen kulturelle Normierungen sie in vielen Fällen nicht als das erscheinen, was sie eigentlich ist, nämlich als Gewalt. Schließlich sind vielerorts die sozialen Verhältnisse durch die allgemeine Verfügbarkeit von Waffen und entsprechende Begleitideologien im Hinblick auf deren Benutzung sehr viel unfriedlicher. Last und least haben sich in einigen Ländern regelrechte Gewaltkulturen heraus gebildet, in denen der Einsatz von Gewalt als mehr oder weniger normal oder unausweichlich hingenommen wird. Es gilt also immer auch nach den spezifischen Kontexten zu fragen, wenn es darum geht, die Gewalt von Jugendlichen zu verstehen.

Viertens haben die meisten Entwicklungsländer nicht solche Grade an Zivilität erreicht wie etwa die westeuropäischen Länder. Durch die Art ihrer Geschichte mit Eroberung, Ausbeutung und Kolonialismus und den daraus resultierenden deformierten Staatsbildungsprozessen ist es vielerorts nicht zu einer flächendeckenden Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols gekommen. Durch die fragmentierte Staatlichkeit, deren Reichweite sich häufig lediglich auf begrenzte Gebiete des nationalen Territoriums erstreckte, hatten lokale oder regionale Herrscher eine relativ starke Stellung. Parastaatliche Parallelordnungen und unklare Rechtsräume waren die Folge. Auch die Durchgriffsbefugnisse und Durchgriffsmöglichkeiten seitens des Staates auf Gewaltakteure waren vielerorts begrenzt, da ihm nicht nur effektiv die Mittel dazu fehlen, Staatlichkeit überall zu gewährleisten, sondern er auch nicht für den ausreichenden Schutz seiner Bürger sorgen kann. Unter den Bedingungen fragiler Staatlichkeit oder angesichts zerfallender Staaten verliert der Staat als Zentralinstanz schnell seine Legitimität und es entstehen Gewaltordnungen, die nach eigenen Gesetzen funktionieren und sich als überaus lebensfähig heraus gestellt haben.

Fünftens schließlich zeitigt der Einsatz von Gewalt in vielen Entwicklungsländern dramatischere Folgen als in den hochindustrialisierten Staaten. Häufig wird hier Gewalt rücksichtslo-

ser, brutaler und unkontrollierter eingesetzt als dort, der Gewalteinsatz wirkt in besonderem Maße unproportional, weil man bereits für vergleichsweise kleine Ziele bereit ist, Menschenleben in Kauf zu nehmen. Häufig entsteht zudem durch die Art der Gewalt der Eindruck, dass ein Menschenleben insgesamt wenig zählt. Dies trifft im übrigen auch auf den Einsatz staatlicher Gewalt – sei sie legitim oder illegitim – zu. Insbesondere in den vielen Diktaturen und Gewaltherrschaften zeichnen sich die Staaten durch eine besondere Rücksichtslosigkeit gegenüber realen oder perzipierten Feinden aus. Da es zudem kaum Programme für die Opfer von Gewalt oder die Reintegration von Gewalttätern gibt, belasten die Gewalterfahrungen in der Regel in hohem Maße das zukünftige Zusammenleben der Menschen.

Diese grundlegenden Differenzen zwischen Erster und Dritter Welt und unterschiedlichen interkulturellen Kontexte innerhalb der Dritten Welt gilt es also mitzubedenken, wenn nach schlüssigen Erklärungsmustern für die Gewalt von Jugendlichen in Entwicklungsländern gesucht wird. Allgemeine Erklärungsmuster – so unterschiedlich ihre Schwerpunktsetzungen sein mögen – werden nicht zuletzt die hohe Bedeutung lokaler Kontexte und situativer Faktoren für die Gewalt einzubeziehen haben.

### III. Ursachen

Die Ursachen für Gewalt sind in der Regel vielschichtig und komplex. Die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung hat in den letzten Jahren immer wieder gezeigt, dass es nicht die eine zentrale Ursache gibt, auf die sich etwa gewalttätiges Verhalten von Jugendlichen zurückführen lässt, sondern dass es vielmehr eines multidimensionalen Mehrebenenansatzes bedarf, um Gewalt zu erklären und letztlich verstehen zu können. Es ist in der Regel ein weites Spektrum von Faktoren und ein komplexes Beziehungsgefüge, welches zur Gewalt führt bzw. Gewalt perpetuiert. Um dieses Spektrum oder dieses Beziehungsgefüge abzubilden, hat man Faktoren auf der Mikro-, Meso- und Makroebene unterschieden. Eine etwas andere Unterscheidung, wie sie sich im *World Report on Violence and Health* (WHO 2002) findet, differenziert zwischen Risikofaktoren auf der individuellen, der Beziehungs-, der Gemeinschafts- und der Gesellschaftsebene. In jüngster Zeit ist noch zusätzlich auf mögliche Ursachen von Gewalt auf der rein biologischen Ebene hingewiesen worden. Diese auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelten Faktoren werden je nach Art, Typus und Kontext der Gewalt Ansatzpunkte zur Erklärung von Gewalt bieten; einzelne Faktoren können bei positiver Ausprägung

aber auch dahingehend wirken, dass sie die Wahrscheinlichkeit für Gewalt reduzieren oder den Ausbruch von Gewalttätigkeiten sogar verhindern.

Auf der Mikroebene lassen sich v.a. biologische und psychologische Dispositionen erkennen, die zu gewalttätigem Handeln führen können. Erklärungsansätze liegen hier auf zwei Ebenen: Zum einen hat die Neurobiologie und Genforschung auf biologische Festlegungen des Menschen über seinen genetischen Code hingewiesen, der es dem Einzelnen am Ende nicht mehr erlauben würde, mit freiem Willen darüber zu entscheiden, ob er Gewalt anwenden möchte oder nicht. Die Disposition zum Gewalttäter ist hier gewissermaßen vorprogrammiert, einzig der Ausbruch der Gewalt hängt noch von situativen Faktoren oder bestimmten Umständen ab. Zum anderen weist die psychologische Forschung darauf hin, dass bestimmte Einflüsse oder Komplikationen während der Schwangerschaft dazu beitragen können, dass die Kinder später gewalttätiges Verhalten an den Tag legen. Insbesondere im Zusammenspiel mit anderen Problemen in der Familie (insbesondere psychischen oder psychiatrischen Erkrankungen) steigt das Risiko, zum Gewalttäter zu werden. Seit langem bekannt ist zudem, dass eine fürsorgliche und liebevolle Betreuung seitens der Eltern in den ersten Kinderjahren entscheidend dazu beiträgt, ob Identitätsbildungen gelingen, welche Persönlichkeitsmerkmale ein Kind bzw. Jugendlicher ausbildet und welche Verhaltensweisen es an den Tag legt. Faktoren wie Hyperaktivität, Impulsivität, geringe Affektkontrolle, Aggressivität und Aufmerksamkeitsdefizite werden als mögliche Prädiktoren für Gewalt interpretiert; Nervosität oder Angst sind demgegenüber negativ mit Gewalt korreliert. Zudem werden auf dieser Ebene verringerte Intelligenz und schlechte Leistungen in der Schule häufig mit Gewaltneigungen von Jugendlichen zusammen gebracht. Ein enger Zusammenhang besteht auch zwischen eigenen Erfahrungen mit Gewalt und späterer Gewalttätigkeit: Zum einen werden Kinder, die Opfer von Gewalt werden, später selbst in hohem Maße zu Tätern. Zum anderen sind Gewalterfahrungen unter Sozialisationsaspekten interessant, da Gewalt immer auch ein Stück weit gelernt wird; sie erscheint insbesondere deshalb als Option, weil man als Kind gesehen hat, dass man mit ihr etwas bewirken kann und ihr Einsatz Erfolg verspricht.

Diese individuellen Risikofaktoren auf einer Mikroebene existieren natürlich nicht unabhängig von anderen Faktoren und Einflüssen, denen Kinder und Jugendliche ausgesetzt sind. Auf der sozial-interaktiven Ebene sind insbesondere interpersonelle Beziehungen der jungen Menschen mit den Eltern und ihren Familien, mit Freunden und *peers* ausschlaggebend dafür, wie Persönlichkeitsmuster fortgebildet werden und ob gewalttätiges oder aggressives Verhalten

belohnt oder sanktioniert wird. Insbesondere der Einfluss der Eltern und generell des familiären Hintergrunds sind zentrale Faktoren für die Entwicklung und Ausbildung gewalttätiger Verhaltensweisen von Jugendlichen. Mangelnde Fürsorge, geringe Aufmerksamkeit, Gleichgültigkeit den Kindern gegenüber, Vernachlässigung und Verwahrlosung sowie der Einsatz harter physischer Strafen, um Kinder zu disziplinieren, sind dazu geeignet, Kinder während der Adoleszenz in die Gewalt zu treiben. Gewalttätiges Verhalten in der Jugendphase steht zudem mit starken Konflikten zwischen den Eltern und einem geringen Interesse der Eltern für die Kinder in Zusammenhang. Andere bedeutsame Faktoren sind z.B. die Zahl der Kinder in einer Familie, Mutterschaft in sehr jungen Jahren, z.B. als Teenager, und ein geringer Familienzusammenhalt. All dies führt bei Abwesenheit von anderweitigen ausgleichenden Faktoren zu schwerwiegenden sozialen oder emotionalen Beeinträchtigungen und dysfunktionalen Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen. Aber es ist nicht nur die Art von Familienstrukturen, die Aggressions- und Gewaltneigungen beeinflusst, sondern auch und insbesondere der generelle sozioökonomische Status einer Familie, der mit darüber entscheidet, ob Kinder in die Gewalt abgleiten oder nicht. So entstammen jugendliche Gewalttäter weit überwiegend aus sozial und ökonomisch schwachen Elternhäusern mit geringen Bildungsniveaus, aus den unteren sozialen Schichten und aus städtischen oder ländlichen Wohngebieten, in denen sich soziale Probleme ballen. Führt man sich die Bedeutung intakter Familienverhältnisse vor dem Hintergrund von kriegerischen Konflikten, sexuellen Epidemien oder den mit der Globalisierung einhergehenden raschen sozioökonomischen Veränderungen vor Augen, die häufig zu vollkommen desintegrierten Familienstrukturen in der Dritten Welt führen, dann wird das Ausmaß der Herausforderungen deutlich. Der positive Einfluss von Freunden und *peer groups*, die wichtige Bezugspersonen von Jugendlichen sind und großen Einfluss auf deren interpersonelle Beziehungen haben, könnte hier für einen gewissen Ausgleich sorgen, er kann sich aber auch negativ auswirken. Sind die Jugendlichen etwa in Freundeskreise eingebunden, die selbst gewalttätig sind oder kriminellen Aktivitäten nachgehen, in denen Drogen genommen werden und Alkohol getrunken wird, in denen Waffenbesitz verbreitet ist, dann steigt das Risiko beträchtlich, in diese Verhältnisse abzugleiten. Es findet dann so etwas wie eine negative Integration statt, die den Jugendlichen jene Anerkennung, Aufmerksamkeit und Verbundenheit verschafft, die ihnen außerhalb dieses problematischen Kreises vorenthalten bleibt.

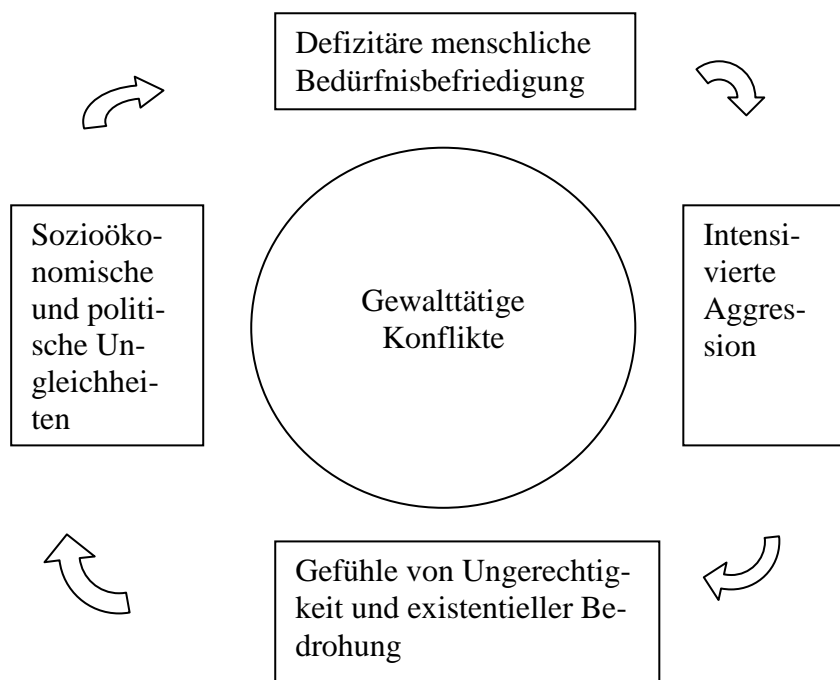
Lokale Faktoren wie die Gemeinde, bestimmte Stadtviertel und Regionen und die dort bestehenden Gemeinschaften sind ebenfalls von nicht zu unterschätzender Bedeutung für Eltern

und Kinder, für die Art sozialer Bezugsgruppen – und natürlich auch die Nähe oder Ferne zur Gewalt. Allgemein lässt sich sagen, dass in Entwicklungsländern männliche Heranwachsende in Großstädten häufiger mit gewalttätigem Verhalten in Berührung kommen als solche, die auf dem Land aufwachsen. Innerhalb städtischer Agglomerationen stellen unterprivilegierte Viertel oder Slums mit hoher Gewaltkriminalität und sozialen Problemen Umgebungen dar, die gewalttätiges Handeln wahrscheinlicher machen. Die Nähe zu Gangs und Banden, Feuerwaffen, Drogen und Prostitution stellt eine Mischung dar, in der Gewalt allgegenwärtig und die Gefahr, Opfer zu werden, groß ist. Es ist deshalb unmittelbar einsichtig, dass der Grad an sozialer Integration in einer Gemeinde auch das Ausmaß an Jugendgewalt beeinflusst. Das vorhandene Sozialkapital und die sozialen Bindungen unter den Einwohnern sind deshalb ein Ausweis für die Qualität der Integration, weil sie sich auf gemeinsame Regeln und Normen, gegenseitige Verpflichtungen und das Vertrauen beziehen, das in den sozialen Beziehungen zwischen den Einwohnern, aber auch zwischen Einwohnern und Institutionen zum Ausdruck kommt. Junge Menschen, die an problematischen Orten mit defizienten Infrastrukturen und geringem sozialen Kapital leben, sind entsprechend eher bindungslos und fallen aus sozialen Zusammenhängen heraus, zeigen größeres Misstrauen und haben letztlich auch eine größere Affinität zur Gewalt.

Die gesellschaftlichen Faktoren, die gewaltfördernde Bedingungen und Umstände unter den Jugendlichen schaffen, liegen hingegen eher auf einer strukturellen bzw. soziokulturellen Ebene. Sie haben v.a. mit den Auswirkungen der Globalisierung, den ökonomischen Modernisierungsmustern und demografischen Prozessen zu tun. Kulturelle Globalisierung und ökonomische Modernisierung beschleunigen den sozialen Wandel (Individualisierung, schnelle Urbanisierung, Migration) und führen zu einer Zunahme anomischer Prozesse und zu einer verstärkten Orientierungslosigkeit und Gewalt unter den Menschen. In vielen Entwicklungsländern sind Modernisierungs- und Globalisierungsprozesse zudem mit Anpassungskrisen beträchtlichen Ausmaßes verbunden, die gewalttätige Reaktionen gerade unter Jugendlichen herauf beschwören. In Afrika und Teilen Lateinamerikas sind die Anpassungspolitiken mit starken Lohneinbußen, dem Abbau von Schutzrechten für Arbeitnehmer und veränderten sozialpolitischen Regelwerken, einem Niedergang in der Infrastruktur und bei den Dienstleistungen des Staates verbunden gewesen, so dass in der Folge die soziale Ungleichheit stark zugenommen hat. Armut konzentriert sich in den großen Städten mit anhaltendem Bevölkerungswachstum, so dass Jugendliche zum Überleben auf Kleinkriminalität und Gewalt zurückgreifen. Auf allgemeiner Ebene ist deshalb der Zusammenhang zwischen sozialer Un-

gleichheit bzw. der Ungleichheit in der Einkommensverteilung und der Gewalthaltigkeit von Gesellschaften unbestritten. Auch politische Aspekte, wie die Qualität einer Regierung und die Art der Politik, wirken sich auf die Gewalthaltigkeit von Gesellschaften aus. Jenseits autoritärer Regimetyper, die an sich schon ein gewisses Maß an Gewalt transportieren und Gegengewalt provozieren, kommt es hier z.B. auf die Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols zum Schutz der Bürger oder die Durchsetzung von Strafverfolgungsnormen gegen Gewalttäter an. Werden diese Gesetze konsequent angewendet, tritt ein abschreckender Effekt in Bezug auf Gewalttaten ein, werden sie eher lax gehandhabt, so ist dies für Jugendliche häufig eine Einladung zur Gewalt, weil nicht unbedingt mit Strafe gerechnet werden muss. Die Sozialpolitik ist ein weiteres Feld, auf dem Regierungen aktiv auf die Gewaltniveaus einer Gesellschaft einwirken können. Geringe Sozialstandards, mehr oder weniger locker geknüpft soziale Netze und wenig effektive Schutzvorrichtungen gegen Wirtschaftskrisen für die bedürftigen Teile einer Gesellschaft führen zu einer Verstärkung etlicher Formen der Gewalt. Die Durchsetzung und Gewährung sozialer Sicherheit scheint ein mächtiger Hebel gegen Gewalt zu sein, fehlende soziale Sicherheit muss umgekehrt als Einfallstor für eine Vielzahl von Gewaltarten betrachtet werden. Nicht zuletzt zählt auch Kultur zu den gesellschaftlichen Faktoren, die sich positiv oder negativ im Hinblick auf Gewalt auswirken können. Kultur schlägt sich beispielsweise in den herrschenden Normen und Werten einer Gesellschaft nieder und ist u.a. dafür verantwortlich, wie Menschen auf eine sich verändernde Umwelt reagieren. Kulturelle Faktoren haben dann negative Auswirkungen auf die Gewalthaltigkeit von Gesellschaften, wenn sie etwa Gewalt als eine normale Methode der Konfliktregelung legitimieren und jungen Leuten solche Werte vermitteln, die gewalttätiges Verhalten unterstützen oder in bestimmten Situationen nahe legen (z.B. Rache, Ehre). Die Medien sind dabei ein wichtiges Transportmittel für gewalthaltige Bilder, Normen und Werte, und das Internet hat z.B. über Computerspiele die Möglichkeiten, Gewalt zu sehen oder zu erleben, vervielfacht. Für Kinder und Jugendliche, die andauernder Gewalt im Fernsehen ausgesetzt sind, verschieben sich die Normalitätsstandards; brutale Serienhelden werden zu falschen Vorbildern und möglichen Inspirationsquellen für die eigene Gewalt; Vorstellungen von „*easy money*“ beschwören Nachahmungseffekte und kriminelle Gewaltkarrieren herauf. All jene Gesellschaften, die es nicht schaffen, gewaltfreie Alternativen der Konfliktbearbeitung zur Verfügung zu stellen und Gewalt als Mittel des Konfliktaustrags kulturell zu delegitimieren, müssen mit weit höheren Gewaltniveaus zurecht kommen. Gesellschaften, in denen sich regelrechte Kulturen der Gewalt etabliert haben, versinken allzu häufig in einem Meer von Gewalt.

Schaubild 1: Der Kreislauf der Gewalt und seine Hintergründe



#### IV. Theorien über Jugendgewalt

Im Folgenden sollen wesentliche theoretische Erklärungsansätze zur Gewalt vorgestellt werden. Es wird hier zum einen darum gehen, den Fokus auf Jugendgewalt einzustellen, zum anderen aber auch darum, kultursensitiv vorzugehen und danach zu fragen, ob und inwieweit die in der Regel am Beispiel von Jugendlichen in den fortgeschrittenen Industrieländern gewonnenen Ergebnisse auch auf Jugendgewalt in den Entwicklungsländern übertragbar sind oder spezifischer Ergänzungen bedürfen. Die einzelnen Abschnitte folgen jeweils einer impliziten Gliederung: Nach einer knappen Einführung und der grundlegenden Erörterung der Theorie, ihrer Anwendungsbereiche und Reichweite, wird zunächst nach ihrem Erklärungsgehalt gefragt und abschließend auch auf Grenzen der Erklärung sowie mögliche Schwächen und Kritik eingegangen. Die Vorstellung und Diskussion der einzelnen Theorieansätze beginnt zunächst mit Erklärungen auf der individuellen Ebene, geht dann in den intermediären Bereich über und endet schließlich mit Erklärungsansätzen auf der gesellschaftlichen Ebene. Die neueren Ansätze der Neurobiologie werden an dieser Stelle ausgespart, weil es hier zum einen um sozialwissenschaftliche Erklärungsmuster von gewalttätigem Handeln geht, zum anderen die

Forschung über neurobiologische Defizite als Verursacher von Gewalt und Kriminalität noch nicht so weit fortgeschritten ist, dass diesbezüglich schon auf gesicherte Erkenntnisse zurückgegriffen werden könnte. Vertreter dieser Forschungsrichtung weisen selbst darauf hin, dass sich eine kriminelle oder gewalttätige Persönlichkeit bestenfalls aufgrund einer Kombination von genetischen und hirnentwicklungsmäßigen Faktoren, frühen psychischen Negativerlebnissen sowie nachteiligen sozioökonomischen Bedingungen früh ausbildet und stabilisiert. Es sind also nicht allein die Gene oder die Hirnentwicklung an sich, sondern allenfalls das Zusammenwirken unterschiedlicher Faktoren, die schließlich zu gewalttätigem Handeln führt (vgl. Lück/Strüber/Roth 2005; Strüber/Lück/Roth 2006).

### **1. Psychologische Aggressions- und Triebtheorien**

Gewalt kann bekanntermaßen sehr unterschiedliche Ausdrucksformen annehmen. Die Antworten auf die Frage, warum sich Menschen gewalttätig oder aggressiv verhalten, sind sehr vielfältig ausgefallen und können auf verschiedenen Ebenen gesucht werden. Psychologische Aggressions- und Triebtheorien bieten z.B. intraindividuelle Erklärungen für Gewaltkonflikte und sehen v.a. intrapsychische Ursachen für aggressives Verhalten. Berücksichtigt man, dass Konflikte und Gewalt immer eine persönliche Komponente haben und sie handlungstheoretisch bei einem einzelnen Individuum ihren Ausgangspunkt nehmen, dann ist es naheliegend, zunächst auf der individuellen Ebene nach möglichen Ursachen und Erklärungen für gewalttätiges Verhalten zu suchen.

Es gibt in der wissenschaftlichen Psychologie nicht die Aggressionstheorie, da die wesentlichen Ansätze in ihrer ursprünglichen Form nie alle einschlägigen Verhaltensweisen erklären konnten. Die Weiterentwicklung einzelner Ansätze hat zu immer komplexeren Theorien geführt, die sich dadurch auszeichnen, dass sie ein kompliziertes Aggressionsgeschehen zugrunde legen und auch die Beziehung der unterschiedlichen Wirkungsfaktoren zueinander zu erklären versuchen.

Grundsätzlich lassen sich zwei Formen der Aggression differenzieren: Die Selbsterhaltung-aggression ist eine angeborene, durch Selektion und Mutation im evolutionären Prozess herausgebildete Verhaltensweise, die dazu dient, die Lebensressourcen zu erhalten und zu erweitern. Hierzu zählen u.a. Selbst- und Revierverteidigung, Fortpflanzung, Nahrungsaufnahme,

Ermittlung der Rangposition und der eigenen Grenzen und der Erhalt von Sicherheit. Bei der destruktiven Aggression dagegen liegt der Zweck des schädigenden Verhaltens darin, durch das Zufügen von Leid materiellen Gewinn, soziale Anerkennung und Macht, innere Befriedigung und Stimulation zu erzielen. Ein evolutionärer Sinn lässt sich hier nicht nachweisen. Im Gegenteil: Die Vernichtung erhaltenswerter und lebenswichtiger Ressourcen wird in Kauf genommen, soziale Probleme werden nicht nur nicht gelöst, vielmehr werden zirkelhafte Prozesse von Gewalt und Gegengewalt ausgelöst. Menschliche Tötungshemmungen, Altruismusmechanismen, eine kulturelle Moral und Gewissensbildung sowie günstige Sozialisationsbedingungen stehen diesen destruktiven Prozessen normalerweise entgegen, können sie allerdings unter bestimmten Bedingungen außer Kraft setzen.

Ähnlich hatte schon Erich Fromm in seiner „Anatomie der menschlichen Destruktivität“ (1977) von gutartiger und von bössartiger Aggression gesprochen. Gutartige Aggressionen stellen im Grunde Reaktionen auf die Bedrohung eigener vitaler Interessen dar und treten entweder als Pseudoaggressionen oder als defensive Aggressionen auf. Bössartige Aggressionen stellen dagegen keine Verteidigung gegen eine Bedrohung dar, sondern haben offensiven Charakter und schlagen sich in Destruktivität und Grausamkeit nieder. Allerdings hatte er die menschliche Destruktivität und Grausamkeit nicht länger aus einem menschlichen Instinkt heraus erklärt, sondern das zentrale Problem darin gesehen, dass bestimmte Bedingungen der menschlichen Existenz für die Qualität und Intensität menschlicher Aggressions- und Gewaltneigungen verantwortlich sind. So war Fromm etwa zu der Überzeugung gelangt, dass mit der Entwicklung der Zivilisation der Grad der Destruktivität wächst und nicht umgekehrt.

Die Vorstellung, Aggression und Gewalt seien auf einen dem Menschen angeborenen Trieb zurück zu führen, ist eine der klassischen Grundpositionen der Psychologie, die auf Sigmund Freud (1915, 1930) zurückgeht. Freud entwickelte seine Triebtheorie in mehreren Phasen, lehnte sie mythologischen Traditionen an und konstruierte dabei immer ein dualistisches Modell. Der anfänglichen Gegenüberstellung von Hunger und Liebe (Selbsterhaltung versus Arterhaltung) folgte später diejenige von Liebe und Hass (libidinöse versus aggressive Triebe), ihrerseits abgelöst von dem Gegensatz zwischen Lebenstrieb (Eros) und Todestrieb (Thanatos). Die Triebtheorie sieht die Triebquelle in einem körperlichen Reiz in Form eines Spannungszustandes, der Unlust bereitet. Das Triebziel ist dann die Aufhebung dieses Spannungszustandes am Objekt oder mit Hilfe eines Objektes, die mit einem Lustgefühl verbunden wird. Diesem so genannten Lustprinzip stellt Freud das Realitätsprinzip gegenüber, das angesichts bestimmter äußerer Bedingungen für Umwege bei der Verfolgung des Triebzieles plädiert, d.h. für einen Aufschub der unmittelbaren Befriedigung.

Als Fundament des Realitätsprinzips gelten in der ersten Triebtheorie Freuds (bis ca. 1915) die Ich-Triebe, die den Selbsterhaltungstrieben gleichgesetzt und den Sexualtrieben gegenübergestellt werden. In dieser Perspektive dominieren Lustprinzip und Realitätsprinzip das gesamte psychische Geschehen. Insbesondere unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs revidierte er angesichts der schrecklichen Kriegsgeschehnisse mit ihren Massenvernichtungen seine ursprüngliche Erklärung und rückte den lebenslangen Kampf von Eros und Thanatos in den Mittelpunkt. Um die Selbstvernichtung aufgrund der beträchtlichen Triebenergien des Thanatos zu vermeiden, bedarf es des Eros, der als lebenserhaltende Energie den Todestrieb in Form von aggressiven Verhalten nach außen ableitet – oder durch Sublimation konstruktiv wendet. Ist eine Aggressionsabfuhr nicht möglich, wirkt sich die Aggression gegen die eigene Person aus und verursacht im Inneren schwerwiegende Krankheiten oder Störungen der Psyche.

Auch Konrad Lorenz (1963) geht in seinen Schriften von einem angeborenen Aggressionstrieb aus, den er aus seinen ethologischen Forschungen gewonnen hat. Aggression ist für ihn einer von fünf Trieben, die als Instinkt sowohl Tieren wie auch Menschen eigen ist und im Grunde eine arterhaltende Funktion hat. Er geht zunächst davon aus, dass von jedem Individuum beständig aggressive Impulse erzeugt werden. Diese Impulse stauen sich auf, bis ein bestimmter Auslöser die Entladung der aufgestauten Energie bzw. Aggressivität ermöglicht. Je mehr Aggressionen aufgestaut wurden, desto geringer ist für ihn der notwendige Auslöser für eine Abreaktion. Nach der Entladung der angestauten Energien bauen sich erneut aggressive Impulse auf, bis es zur neuerlichen Abreaktion kommt. Irenäus Eibl-Eibesfeld (1984) hat später ethologische Argumentationen ausgeweitet und auch Kriege als auf biologische Dispositionen rückführbare anthropologische Konstanten betrachtet.

Obwohl grundlegende triebtheoretische Annahmen in Frage gestellt wurden, sind sie doch Ausgangspunkt für Weiterentwicklungen aggressionstheoretischer Erklärungen gewesen. So ist etwa eine Gruppe amerikanischer Wissenschaftler um Dollard in ihrem Buch „Frustration und Aggression“ (1982) der Frage nachgegangen, was eigentlich Aggressionen verursacht und unter welchen Bedingungen sie ausgelöst werden. Ihre einfache Antwort war zunächst, dass jegliche Aggression die Folge von Frustration sei und Frustrationen immer zu einer Form von Aggression führten. Frustration wurde dabei als Störung einer zielgerichteten Aktivität definiert, es galt den Autoren als aversives Ereignis, als äußere Bedingung, die ein Individuum gewöhnlich zu meiden sucht. Später sind die im Sinne von Reiz-Reaktions-Schemata gefassten Hypothesen von Dollard u.a. dahingehend modifiziert worden, dass Aggression als

Folge von Frustration nur eine mögliche Reaktion unter anderen ist und das aggressive Verhalten nicht zuletzt von der Art der Frustration abhängt. So gilt es, unterschiedliche Arten von Frustration zu unterscheiden (z.B. Hindernisfrustration, Provokationen, psychische Stressoren), denen jeweils unterschiedliches Gewicht für das Auftreten von Aggressionen zukommt und die auch nicht-aggressive Handlungsmöglichkeiten bereithalten können. Die Stärke der Aggression hängt zudem nicht nur von der Stärke der frustrierten Aktivität ab, sondern auch vom Grad und der Anzahl der Störungen. Andere Autoren haben in der Folgezeit darauf hingewiesen, dass die Wahrscheinlichkeit offener Aggressionen abnimmt, wenn aggressive Tendenzen mit Straferwartungen belegt sind. Am stärksten sei die Aggression gegen den Frustrationsauslöser gerichtet, nur bei starker Hemmung findet eine Aggressionsverschiebung (Sündenbock-Phänomen) oder eine Veränderung der Form der Aggression statt. Berkowitz (1962) hat in seinen Untersuchungen bestätigt, dass Aggressionen nicht zwangsläufig eine Reaktion auf Frustrationen sind, sondern Frustrationen lediglich die Bereitschaft zu aggressivem Verhalten fördern. Emotionale Zustände werden hier als assoziatives Gebilde beschrieben, in welchem spezifische Gefühle, physiologische Prozesse, motorische Reaktionen, Gedanken und Erinnerungen miteinander verknüpft sind. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn aggressive Hinweisreize als Randbedingungen dafür sorgen, dass Ärger durch bestimmte Symbole ausgelöst oder erinnert wird. Frustrationen scheinen zudem nur zu Aggressionen zu führen, wenn der Betroffene ein Ereignis als aversiv oder beabsichtigt wahrnimmt. Eine Aggressionsreaktion auf eine Frustration ist also am ehesten dann zu erwarten, wenn eine Provokation vorliegt, diese von der betroffenen Person als eindeutiges Fehlverhalten eingeschätzt wird, der Betroffene ohnehin aggressive Verhaltensgewohnheiten und geringe Hemmungen hat, und eine bestimmte Situation aggressive Signale und Hinweisreize, aber keine aggressionshemmenden Faktoren bereithält. Komplexere Prozessmodelle von Aggression weisen heutzutage eher auf die Interdependenzen möglicher Aggressionsursachen hin und unterscheiden z.B. situative Variablen und Hintergrundvariablen. Zu den ersteren zählen neben der eigentlichen Frustration etwa noch Beleidigungen, Normverletzungen, interpersonelle Konflikte oder Umweltstressoren (Hitze, Lärm, Schmerz); zu den letzteren zählen physiologische Variablen, das Temperament und die Impulsivität einer Person. In diesem Sinne können bestimmte Persönlichkeitskonfigurationen aggressive Einstellungen fördern, aber auch eine bestimmte kulturelle Umwelt die Aggressionsneigung der Individuen verstärken. Aggression kann aber auch das Ergebnis sozialer Interaktionen sein, etwa wenn sich zwischen den Beteiligten Perspektivendifferenzen aufbauen, die durch die bessere Bewertung der eigenen (aggressiven) Handlungen und entsprechende Reaktionen auf einen Angriff Eskalationen in Gang setzen.

Aggression ist dann eigentlich Machtausübung eines Interaktionspartners, die ihr Motiv in der Kontrolle über andere, in der Wiederherstellung von Fairness nach Gerechtigkeitsverletzungen oder dem Wunsch, als starke und mächtige Person zu erscheinen, finden kann. (vgl. allgemein Bierhoff/Wagner 1998).

Psychologische Aggressions- und Triebtheorien setzen für die Erklärung menschlicher Aggressivität auf einer sehr grundlegenden anthropologischen Ebene an. Da basale Verhaltensmuster der Menschen für alle Menschen gleich gültig sein dürften, spricht zunächst einmal nichts gegen die Generalisierung dieser Theorien als Erklärung von Aggression und Gewalt auch in anderen Teilen der Welt. Aggression und gewalttätiges Verhalten würde in dieser Perspektive zur *condition humaine*, zur menschlichen Grundausstattung gehören, die sich in unterschiedlicher Art und Weise überall zeigt.

Gleichwohl müssen auch die Einwände gegen Aggressions- und Triebtheorien zur Erklärung der Gewalt von Jugendlichen bedacht werden. Zum einen ist die Vorstellung, dass Aggression ein durch äußere Umstände und Einflüsse unveränderlicher, sich immer wieder quasi mechanisch Bahn brechender und angeborener Trieb ist, in seiner Ursprungsversion als unhaltbar verworfen worden. So erlaubt etwa die Annahme eines Todestriebes beim Menschen im Grunde keinen Ausweg aus der Zerstörung des Selbst oder der nach außen gerichteten Gewalt, so dass sie das Individuum in eine ausweglose und tragische Lage versetzt, weil damit entweder das eigene physische oder psychische Krank- und Verletzsein oder die Beschädigung und Zerstörung Anderer verbunden ist. Autoren wie Karen Horney und Erich Fromm haben darauf hingewiesen, dass Freud die Wirkung sozialer und kultureller Faktoren auf die Triebstruktur des Individuums zu wenig berücksichtigt, und die biologisch-triebhaft determinierung des Einzelnen mit dem Hinweis auf die soziale und historische Formbarkeit und Beeinflussbarkeit relativiert. Aggressions- und Triebtheorien sind zudem nur schwer wissenschaftlich verifizierbar. Gegenüber ethologischen Argumentationen ließe sich einwenden, dass ein schlüssiger Beleg für die Möglichkeit der Übertragbarkeit von Erkenntnissen aus dem Tierreich auf menschliches Verhalten noch fehlt. Es müssen zudem nicht nur innere Aggressionsimpulse sein, die sich gewaltsam entladen, sondern es können auch äußere Impulse für Aggressionen verantwortlich sein.

Die Frustrations-Aggressions-These und insbesondere ihre Weiterentwicklungen stellen dagegen durchaus sinnvolle Erklärungsangebote zumindest für einen Teilaspekt von Aggressio-

nen dar, auch wenn sie letztlich eine zu stark vereinfachende, monokausale Erklärung für das Phänomen Aggression in seiner Gesamtheit sind. Dies zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die ursprüngliche Theorie in ihrer Reichweite immer wieder eingeschränkt werden musste, wodurch sie nur noch einen Teil der beobachtbaren Aggressionsphänomene beschreiben oder erklären kann. Insbesondere dort, wo die Ursachen aggressiven Verhaltens nicht mehr in die aggressiv handelnde Person hinein verlegt werden, sondern dort, wo sie sich auf die sozialen Ursachen aggressiven und gewalttätigen Verhaltens konzentriert, hat sie ihre Stärken. Zudem ist sie v.a. dazu geeignet, reaktives aggressives Verhalten zu erklären, nicht jedoch aktives aggressives Verhalten, das ohne vorhergehende Frustration auskommt. Ihren Stellenwert gewinnt sie heutzutage v.a. in Verbindung mit anderen Theorien – wie der Sozialisations- und Lerntheorie –, für die sie sinnvolle Aspekte und Elemente bereithält.

## **2. Gewaltaneignung in der Sozialisation und durch Lernen**

Gewalt kann aber nicht nur als feste Verhaltensdisposition in einem Individuum verankert sein oder sich sporadisch als Trieb entladen, sondern Gewalt kann auch in der Sozialisation erfahren, internalisiert und weiter gegeben oder schlichtweg gelernt werden. Lern- und Entwicklungstheorien knüpfen in vielfältiger Weise an die zuvor genannten Aggressionstheorien an. Während sozialisationstheoretische Ansätze Gewalt biographisch betrachten und prozessual in Entwicklungsmodellen (z.B. Gewaltkarrieren) fassen, hängt das „Erlernen“ von Gewalt und kriminellen Verhalten von komplexen Bedingungen ab. Lerntheorien geben darüber Auskunft, wie Gewalt als Handlungsmuster gelernt und über welche Mechanismen verinnerlicht wird.

Sozialisation bezeichnet zunächst den Prozess, durch den ein Einzelner in eine größere soziale Gruppe oder Gemeinschaft eingegliedert wird, indem er die in dieser Gruppe vorherrschenden sozialen Normen und Rollenerwartungen und die zu ihrer Erfüllung erforderlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten erlernt und in sich aufnimmt (Vergesellschaftung). Akzeptiert das Individuum schließlich die Verhaltensstandards, Überzeugungen und Einstellungen als seine eigenen, dann spricht man von der Internalisierung derselben. Sozialisationsprozesse setzen im Grunde unmittelbar nach der Geburt ein und reichen wenigstens bis zum Abschluss der Kindheits- und Jugendphase. Neuere Sozialisationstheorien gehen dagegen von einem lebenslangen Lernen aus. Die Herausbildung grundlegender Persönlichkeitsmerkmale und von Sprach-

und Handlungskompetenzen bezeichnet man als primäre Sozialisation, den Erwerb neuer Rollen und die Ausdifferenzierung von Fähigkeiten als sekundäre Sozialisation. Sozialisationsinstanzen sind all jene gesellschaftlichen Einrichtungen, welche die Lernprozesse von Kindern und Jugendlichen steuern – angefangen von der Familie, dem Kindergarten und der Schule bis hin zu Freundeskreisen, Berufskollegen und den Massenmedien. Sozialisation kann sich auf unterschiedliche Bereiche erstrecken und erfolgt in der Regel schichtspezifisch. Sozialisations-theorien haben in den letzten Jahren komplexe Erkenntnisse zutage gefördert und lassen sich in psychologisch und soziologisch argumentierende Varianten differenzieren.

Die Objektbeziehungstheorie (u.a. Winnicott, Kernberg, Mahler) überwand die „*One-body-Psychology*“ und öffnete den Blick auf die Beziehungsaspekte in der psychischen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. In der Deutung des individuellen Verhaltens wurde nicht mehr nur die libidinöse oder aggressive Besetzung der Objekte berücksichtigt, sondern auch der Situationskontext und die Vorstellungen und Erwartungen, welche die Bezugspersonen an das Individuum haben. Objektbeziehungstheoretiker interessiert besonders das Wechselspiel zwischen sozialer Interaktion und Internalisierungsprozessen (Inkorporation, Introjektion, Imitation, primäre und selektive Identifizierung). Aus der Verknüpfung von primären Bedürfnissen und tatsächlichen Interaktionen mit der Umwelt entwickelt sich das Selbstbild und Selbstverständnis (die „Selbstrepräsentanz“) des Kindes ebenso wie seine Vorstellungen von der Beziehung zu den Interaktionspartnern (die „Objektrepräsentanz“). Vertreter der Objektbeziehungstheorie haben die Phasen der psychischen Entwicklung neu formuliert und mit körperlichen Reifeprozessen, typischen Aufgaben und Grundkonflikten in Verbindung gebracht. Erik H. Erikson (1973) erkundete verschiedene kulturelle Milieus und beschrieb in einem anthropologischen Modell acht Stufen der Identitätsentwicklung. Erdheim schärfte im Anschluss an ethnopschoanalytische Studien das Bewusstsein für den Stellenwert der Adoleszenz in modernen („heißen“) Gesellschaften, die ihre innere Dynamik durch einen gewissen Antagonismus von Familie und Kultur gewinnen. Die Adoleszenz ist hier eine Phase der Umbrüche und Krisen, der Gefahren und kreativen Lösungen, in der die bis dahin gebildete Persönlichkeit auch nach den prägenden ersten Lebensjahren noch einmal „ihre zweite Chance“ bekommt. Konflikte aus der frühen Kindheit werden wieder belebt, die in der Latenzphase gesicherten Bestände der bisherigen Lebensgeschichte verflüssigen sich noch einmal.

Die Bindungstheorie nach Bowlby und Ainsworth (2003) verbindet ethologisches, entwicklungspsychologisches, systemisches und psychoanalytisches Denken. Sie befasst sich

mit den grundlegenden frühen Einflüssen auf die emotionale Entwicklung eines Kindes und versucht, die Entstehung und Veränderung von starken gefühlsmäßigen Bindungen zwischen Individuen im gesamten menschlichen Lebenslauf zu erklären. Bowlby betrachtet Bezugsperson und Säugling als Teilnehmer in einem sich wechselseitig bedingenden und selbstregulierenden System. Aus den vielen Interaktionsmodellen bildet das Kind innere Modelle des Verhaltens und der damit verbundenen Affekte von sich und der Bezugsperson, so genannte „innere Arbeitsmodelle“ heraus. Auf diese Weise werden Liebe, Angst und Wut, manchmal auch Hass, durch ein und dieselbe Person ausgelöst. Generell wird angenommen, dass einschneidende Trennungs- und Zurückweisungserfahrungen zu feindseligen Reaktionen in der Beziehung des betroffenen Kindes zu seiner zentralen Bezugsperson führen. Wie in der psychoanalytischen Theorie geht man auch in der Bindungsforschung davon aus, dass die Wut auf die eigenen Eltern vielfach nicht offen ausgedrückt werden kann. Angst vor Strafen, besondere Zuneigung oder soziale Normen, die das Verhalten in der Kind-Eltern-Beziehung regeln, können dazu führen, dass das Kind seine Wut und seine Angriffswünsche unterdrückt und gegebenenfalls auf andere Personen und Objekte verschiebt. Die neuen Erkenntnisse der Psychoanalyse und ein zunehmend interdisziplinärer Erfahrungsaustausch haben ein integratives Verständnis der psychischen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen gefördert. Dabei werden gleichermaßen biologische, psychosoziale und intrapsychische Aspekte berücksichtigt.

Huesmann (2000) geht in seiner sozialen Entwicklungstheorie davon aus, dass soziales Verhalten zu einem großen Teil durch Programme kontrolliert wird, die schon während der frühen Entwicklung eines Menschen gelernt werden. Bei der Beobachtung des Verhaltens anderer Personen enkodiert das Kind die Ereignissequenzen in Skripts. Solche Skripts umfassen die in der Umwelt auftretenden Ereignisse, die Verhaltensweisen, mit denen auf diese Ereignisse reagiert werden soll, sowie die wahrscheinlichen Ergebnisse dieses Verhaltens. Wenn eine aktuelle Situation den Bedingungen gleicht, unter denen das Skript ursprünglich enkodiert wurde, evaluiert das Kind die Angemessenheit dieses Verhaltens aufgrund internalisierter Normen und antizipierten Konsequenzen und handelt dementsprechend. Auf die Handlung folgen entweder Belohnung oder Bestrafung (enaktives Lernen). Skripte, die durch die Generierung positiver Konsequenzen während ihrer Erprobung im Verhaltensrepertoire des Kindes verbleiben, werden immer resistenter gegen Modifikationen, denn die Stärke der Enkodierung des Skripts und dessen Verflechtung mit kognitiven Schemata nimmt zu. Nach dieser Theorie

entwickeln Kinder, die aggressiven Episoden ausgesetzt werden, Skripts, die in den entsprechenden Situationen aggressive Reaktionen vorsehen.

Hintergrund für viele Sozialisationsmodelle ist heute die Sozialisationstheorie von Kohlberg (1996), der selbst wieder auf den entwicklungspsychologischen Gedanken Piagets aufbaut. Kohlberg befasst sich unter anderem mit der Psychologie der Moralentwicklung und fragt nach deren Grundlagen und Entwicklungsrichtung. Für Kohlberg ist Moralentwicklung ein universell auftretender und irreversibler Prozess, der sich individuell als Ausbildung von Gerechtigkeitsdenken niederschlägt. Die Moralentwicklung selbst verläuft dabei von einer partikularistischen zu einer universalistischen Normorientierung. Gewalt wird in den Sozialisationsmodellen v.a. defizittheoretisch gefasst, weil sie die nicht gelingende Sozialisation und eine defizitäre Moralentwicklung anzeigt. Internalisiert das Individuum die gesellschaftlichen Werte und Normen nicht oder nur unzureichend, orientiert es sich an problematischen *peer groups* oder wird es medial negativ beeinflusst, dann neigt es zu abweichendem Verhalten in Form von Regelverstößen, kriminellen oder gewalttätigem Handeln. Die Lerntheorien erklären nun, wie und warum die Gewalt im Prozess der Sozialisation zu einer Handlungsoption für den Einzelnen wird.

Lernpsychologisch betrachtet gibt es nämlich im Grunde keine Aggressionstheorien, sondern nur verschiedene Lerntheorien, welche die Entstehung von Aggressionen zu erklären versuchen. Die Grundannahme lautet dabei, dass Aggressionen wie die meisten anderen Verhaltensweisen gelernt werden und eben nicht angeborene Dispositionen oder Triebe dafür verantwortlich sind. Bei den Lerntheorien lassen sich zunächst grob zwei Richtungen unterscheiden: ein behavioristischer und ein kognitiver Strang.

In der Anfangszeit des Behaviorismus war die Psyche noch eine *black box*, so dass man davon ausgehen musste, dass Umweltereignisse oder bestimmte Reize Reaktionen auslösen. Lernen zeigt sich dann an entsprechenden Reaktionsveränderungen. Auf der Grundlage von Tierversuchen entwickelten Pawlow und Thorndike ihre Theorie des Klassischen Konditionierens. Mit Hilfe des Klassischen Konditionierens lässt sich vor allem eine affektive Reaktion wie Ärger und Wut auf ein bestimmtes Ereignis erklären (Reiz-Reaktion Lernen), aber auch die Beständigkeit erlernter Reflexleistungen nachweisen. Bedeutsamer ist allerdings das Konzept des Instrumentellen oder Operanten Konditionierens bzw. das Lernen am Erfolg nach Skinner (1973). Er erweiterte die Theorie des einfachen Konditionierens durch eine

Theorie des *reinforcement* und formulierte seine These von der sekundären Verstärkung. Demnach ist nicht der Reiz an sich zentral, sondern die Belohnung bzw. Bestrafung eines bestimmten Verhaltens. Für das Erlernen von Aggression gelten dabei im Grunde dieselben Lernprinzipien, die auch für das Erlernen anderer sozialer Verhaltensweisen wichtig sind. Ein Verhalten, das mehrmals zum Erfolg – z.B. zu Anerkennung – geführt hat und damit positiv verstärkt wird, wird beibehalten und wiederholt. Als weitere Verstärkung gilt die so genannte Selbstverstärkung: Stillschweigende Duldung aggressiven Verhaltens bei Kindern wirkt als empfundene Zustimmung verstärkend. Beweggründe für aggressives Verhalten können entweder primäre physiologische Bedürfnisse oder eine sekundäre Motivation wie das Bedürfnis nach Geltung, Macht oder Beachtung sein. Der Aggressor lernt durch die unterschiedlichen Folgen seines Handelns sogar, in welcher Situation welche Verhaltensweisen anwendbar sind, und kann so auch eine Verhaltensoptimierung durchsetzen (vgl. Joerger 1984). Nach den Prinzipien der Operanten Konditionierung haben in den 1960er Jahren Burgess und Akers (1966, 1973; vgl. auch Akers 1998) ihre Kriminalitätstheorie entworfen: Dieser Theorie zufolge wird auch kriminelles Verhalten erlernt. Die Wahrscheinlichkeit kriminellen Verhaltens ist dabei um so größer, je stärker dieses Verhalten in der Vergangenheit belohnt (Erhöhung des Selbstwertgefühls, Anerkennung, Reichtum etc.) und je weniger es bestraft wurde (Angst, Kritik, Ablehnung von Freunden, Strafen etc.). Bereits zuvor hatte Sutherland (1968) mit seiner Theorie differentieller Kontakte darauf hingewiesen, dass delinquentes Verhalten durch den Kontakt mit Kriminellen in persönlichen Gruppenzusammenhängen erlernt wird. Das Kennenlernen krimineller Verhaltensmuster und der entsprechenden Motive und Einstellungen ist dafür besonders wichtig. In diesem recht mechanischen Modell menschlichen Lernens steigt die Wahrscheinlichkeit kriminellen Verhaltens mit der Zahl der Kontakte zu Kriminellen.

Die kognitivistischen Lerntheorien betrachten dagegen Lernen als einen sozialen Prozess in Auseinandersetzung mit der natürlichen Umwelt. Lernen wird als Subjekt-Umwelt-Interaktion verstanden, die sich immer auf der Grundlage bereits ausgebildeter Strukturen vollzieht. Die Theorie des sozialen Lernens von Bandura (1979) verbindet behavioristische und kognitivistische Elemente im Erfolgslernen und im Lernen am Modell. Dem Lernen am Modell, sog. Beobachtungslernen, kommt besondere Bedeutung zu. Es besteht v.a. bei Kindern im Beobachten vorgelebter Verhaltensweisen, wobei die beobachtende Person die ihr zuvor unbekanntes Verhaltensweisen entweder übernimmt oder bereits bestehende Verhaltensweisen bestärkt. Durch das Beobachten von realen wie symbolischen „Modellen“ (z. B.

Eltern, Erzieher oder Medien), die sich aggressiv verhalten, können vor allem Kinder genau solche Verhaltensweisen erlernen. Es geht dabei allerdings weniger um Imitation als um die Tatsache, dass erfolgreiche aggressive Modelle allmählich Einstellungen verändern und Gefühle gegen Gewalt abstumpfen lassen. Wird in einer Bezugsgruppe aggressives Verhalten aner kennend bewertet, dann tritt dieses Verhalten häufiger auf; jede Aggression erhöht damit die Wahrscheinlichkeit weiterer Aggressionen. Das Risiko, dass die vorgeführten Aggressionen als Mittel zu Problemlösungen „erkannt“ und eingesetzt werden, ist hoch. Das Beobachtungslernen orientiert sich in der Regel am Erfolg oder Misserfolg einer Handlung. Verspricht ein bestimmtes Verhalten Gewinn, Anerkennung und Beachtung oder dient es der Verteidigung und dem Schutz des Einzelnen (äußere Effekte) oder bringt es gar Gerechtigkeitserleben, Stimulierung und positive Selbstbewertungen (innere Effekte) mit sich, dann können positive Effekte Motivation zu aggressivem Verhalten sein. Wird zusätzlich noch durch Referenzgruppen positiv auf dieses Verhalten Bezug genommen, dann wird die Neigung zu aggressivem Verhalten nochmals verstärkt. Das Beobachtungslernen über Modelle erfolgt wesentlich über das Bekräftigungslernen mittels Erfolgsprozessen. Es existieren aber noch zwei weitere Formen des Lernens, nämlich das sog. Signallernen und das kognitive Lernen. Das Signallernen stellt im Grunde ein Lernen durch eine Konditionierung von Reiz und Reaktion dar. Bestimmte Signale können entweder mehr oder minder automatisch oder mittels gelernter Assoziationen Affekte auslösen und gewalttätige Reaktionen hervorrufen. Aggressionsrelevante Reize sind beispielsweise Waffen, Worte, Bilder, Symbole oder Namen. Ob die Reize jeweils auch zu aggressivem Verhalten führen, hängt von den jeweiligen Bewertungen des Reizes ab. Das kognitive Lernen geht hingegen davon aus, dass Wissen und Erkenntnisse den Umgang mit Aggressionen beeinflussen, denn beim Interpretieren und Bewerten von Situationen sowie bei der bewussten Planung und Steuerung des eigenen Verhaltens spielen diese eine wichtige Rolle. Die Interpretation und Bewertung von Situationen ist immer abhängig von persönlichen Bedeutungsbildungen, Denkweisen und Vorkenntnissen. Aggressionsrelevant sind nun besonders jene sozialen Normen (etwa Werturteile und Leitvorstellungen), die sich auf das „richtige“ Handeln beziehen und festlegen, ob eine bestimmte aggressive Handlung unangemessen, verboten oder auch legitim ist. Das aufgebaute Handlungsrepertoire führt dann im Verbund mit anderen sozialen Lernprozessen entweder zu aggressivem Verhalten oder zu einem konstruktiven Umgang mit Konflikten.

Lerntheorien werden häufig im Zusammenhang mit Medienwirkungen bemüht, wenn es um Gewaltdarstellungen geht (vgl. Kunczik 1987; Kunczik/Zipfel 2002). Der Theorie zufolge

lernen Kinder und Jugendliche gewalttätiges Verhalten durch Nachahmung und Beobachtung realer und fiktiver Gewalthandlungen. Gewaltdarstellungen in den Medien können Aggressionen stimulieren und Nachahmungseffekte auslösen, indem sie spezielle Techniken und Praktiken zeigen, die dann nachgespielt werden. Die Medienwirkungen in Bezug auf das Erlernen eigenen gewalttätigen Handelns sind jedoch umstritten:

- Nach der Katharsisthese wird ein angeborener Aggressionstrieb durch den Konsum medialer Gewalt befriedigt, so dass Gewaltdarstellungen in den Medien eher zu einem Aggressionsabbau führen.
- Nach der Inhibitionsthese werden durch die Rezeption entsprechender Filme und Texte Ängste ausgelöst, die zu einer Hemmung der Gewaltbereitschaft führen sollen. Mediale Gewalt hätte somit gewaltreduzierende Wirkungen.
- Nach der Habitualisierungsthese stumpfen die Rezipienten nach einer Anfangsphase allmählich ab, so dass schließlich emotionale Reaktionen auf Mediengewalt abnehmen oder ganz ausbleiben. Der Konsum gewalttätiger Inhalte in den Medien bliebe demnach weitgehend wirkungslos.
- Nach der Suggestionsthese werden medial vermittelte Gewalthandlungen durch ihre suggestive Wirkung nachgeahmt, so dass die Wahrnehmung von Gewalt als Stimulus wirkt, der zu entsprechenden Reaktionen führt.
- Nach der Stimulationsthese löst der Konsum medialer Gewalt bei bereits frustrierten Personen Aggressionsgefühle und Gewalt aus. Medienkonsum könnte in dieser Hinsicht ein Reiz sein, der eine kausale Frustrations-Aggressions-Spirale in Gang setzt und zu realer Gewalt führt.
- Nach der Assoziationsthese hat die Anzahl der Kontakte mit medialer Gewalt einen Einfluss auf das Erlernen der Techniken zur Ausführung gewalttätiger Handlungen und prägt entsprechende Motive und Einstellungen aus, die dann auch tatsächlich zur Gewalt führen.

Lerntheorien, die von einer einfachen Kausalität von Medienwirkungen in Richtung auf Gewalt ausgehen, können als widerlegt gelten. Gleichwohl erweist sich z. B. der Konsum von Mediengewalt besonders fatal für Kinder und Jugendliche, die in ihrer Umgebung auch reale Gewalt erfahren. Dieses doppelte Gewalterleben steigert die Wahrscheinlichkeit abweichender Entwicklungen beträchtlich.

Sozialisations- und Lerntheorien weisen vielfältige Überschneidungsbereiche auf und ergänzen sich gegenseitig. Der lerntheoretische Ansatz ist dabei wesentlich komplexer als die zuvor

behandelten psychologischen Trieb- und Aggressionstheorien. Er reagiert auf das Problem menschlicher Aggressivität mit differenzierten Erklärungsmodellen, so dass Lerntheorien jenseits einfacher Reiz-Reaktions-Schemata auch als multikausale Aggressionsmodelle angesehen werden können, die für einen Gutteil von Gewaltphänomenen plausible Erklärungen liefern. Allerdings bleiben sie wesentlich auf einer individuellen Erklärungsebene, so dass es ihrer Ergänzung durch Theorien bedarf, die auch Gewalt auf einer intermediären oder Makroebene erfassen kann. Dies sind insbesondere soziologische Erklärungsansätze, die Gewalt in der ein oder anderen Form als gesellschaftliches Phänomen betrachten. Sie suchen die Ursachen für aggressives und gewaltsames Verhalten nicht beim Individuum selbst, sondern ordnen es in einen bestimmten gesellschaftlichen Kontext ein und betrachten die Bedingungen, unter denen Gewalt zu einer Option wird.

### **3. Subkulturen, Protest, intrinsische Gewalt**

Schaut man stärker nach gesellschaftlichen Hintergründen und Verursachungsfaktoren für Gewalt, dann stehen eine ganze Reihe von Erklärungsvarianten zur Verfügung. Eine prominente Erklärungsrichtung hat sich dabei mit abweichendem Verhalten, das auch aggressives und gewalttätiges Verhalten einschließt, beschäftigt und dabei insbesondere auf sozialstrukturelle Faktoren zur Erklärung von Jugendgewalt abgehoben. Dabei stand die Herausbildung von Protest- und Subkulturen, die Zusammenrottung von Jugendlichen zu Banden und Gangs sowie auch expressive Formen von Gewalt im Mittelpunkt des Interesses.

Unter Subkulturen versteht man zunächst in sich geschlossene Teilkulturen, die sich in ihren Institutionen, Normen, Werten, Bedürfnissen und Verhaltensweisen, aber auch Symbolen von der gesellschaftlich dominanten Mehrheitskultur signifikant unterscheiden. Aufgrund der weitreichenden Akzeptanz und des Allgemeingültigkeitsanspruchs der Mehrheitskultur werden Subkulturen in der Regel durch deren Normen- und Wertesysteme beurteilt. Der Grad der Abweichung solcher Subkulturen von der übergeordneten Mehrheitskultur kann von bloßen Modifikationen im Normen- und Wertesystem bis hin zu ausdrücklichen Gegenpositionen und Opposition reichen – womit wiederum unterschiedliche Grade öffentlicher Akzeptanz oder Stigmatisierung verbunden sind. Subkulturen sind deshalb nicht selten auch Protestkulturen, weil sie gegen eine kulturelle Ordnung aufbegehren, die für sie inakzeptabel ist. Die spezifischen Ausprägungsformen von Subkulturen als Teilkulturen werden dabei von bestimmten

gesellschaftlichen Gruppen, Schichten oder Klassen geteilt und anerkannt. Wenn Subkulturen näher untersucht werden, geht es in der Regel a) um Gesellungsformen und Ehrvorstellungen von kriminellen und anderen devianten Gruppen, b) die Lebensstile und Wertorientierungen von Schichten, Klassen oder ethnischen Gruppen, c) die Gesellungsformen und expressiven Eigenheiten von Jugendkulturen oder d) die gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen von Protestbewegungen und entsprechenden Szenen.

Im Kontext der Jugendgewalt ist der Subkulturansatz v.a. zur Erklärung abweichenden Verhaltens, also von Delinquenz und Kriminalität, genutzt worden. Der Ausgangspunkt des Subkulturansatzes und der Beginn der Entwicklung eines Konzepts kann in der angelsächsischen Soziologie und Kulturanthropologie der 1940er und 1950er Jahre gesehen werden, wo Forscher der sog. Chicago School jugendliche Bandenkriminalität in den USA untersuchten. Subkulturansätze gehen davon aus, dass die Normen, Werte und Symbole einer Gesellschaft nicht gleichermaßen für alle Mitglieder der Gesellschaft gelten und unterschiedlich verpflichtend wahrgenommen werden. Durch Abweichungen von den „herrschenden Normen“ entstehen dann Subkulturen innerhalb einer Gesellschaft, die einen Teil dieser Werte und Normen ablehnen und dagegen eigene bilden. Die divergierenden Normen entstehen als Anpassungsprozesse an verschiedene soziale Bedingungen. Ihr Sinn und Zweck besteht grundsätzlich darin, Spannungen abzubauen, die aus einem generellen Unvermögen oder fehlenden institutionalisierten Möglichkeiten zur Behauptung in der Gesellschaft (im Sinne einer Teilhabe an den gesellschaftlichen Funktionssystemen und partizipativer Integration sowie der Gewinnung von Anerkennung) entstehen. Eine Lösung stellt in diesem Fall der Wechsel der Bezugsgruppe dar, weil die in der eigenen Gruppe institutionalisierten Lösungen nicht mehr als angemessen erscheinen. In den neuen Zusammenschlüssen entstehen dann in Interaktionsprozessen gemeinsame Normen, Werte, Verhaltensweisen und Rollen und damit schlussendlich Subkulturen. Whyte (1943) und Cohen (1955) haben in ihren Untersuchungen zum abweichenden Verhalten von Jugendlichen festgestellt, dass dieses selbst keineswegs regelfrei ist, sondern bestimmte Ziele verfolgt und festen Gesetzmäßigkeiten unterliegt. Mitglieder von kriminellen Jugendbanden, die sozialstrukturell überwiegend aus der Unterschicht stammen, bilden etwa eigene Handlungsethiken und Ehrvorstellungen heraus und verletzen aufgrund von sozialer Diskriminierung und mangelnden gesellschaftlichen Aufstiegsmöglichkeiten bewusst und systematisch die Zielvorstellungen und Werte der dominanten Kultur. Konflikte ergeben sich diesbezüglich aus dem Aufeinanderprallen bzw. der Inkongruenz verschiedener Kulturen.

Die ursprüngliche Charakterisierung von Subkulturen als schlichtweg kriminell wurde Anfang der 1970er Jahre von Cloward und Ohlin (1961) differenziert: Sie unterschieden zwischen bewusst kriminell ausgerichteten Subkulturen, zwischen Subkulturen, die sich durch Gewalt und Aggressivität auszeichnen, und zwischen Subkulturen mit gesellschaftlicher Rückzugstendenz. Diese Differenzierung wie auch die Erfassung der Ziele von Subkulturen führte schließlich zur Unterscheidung von progressiven und regressiven Subkulturen (Schwendter 1971). Progressive Subkulturen sind an der Veränderung bzw. Aufhebung bestehender Herrschaftsverhältnisse orientiert und bestehen z.B. aus politischen Gruppen oder Bewegungen; regressive Subkulturen tendieren dagegen eher zur Erhaltung bzw. zur Wiederherstellung traditioneller gesellschaftlicher Standards und bestehen z.B. aus Kriminellen, Banden oder Rechtsradikalen. Die Erweiterung des Subkulturkonzepts und die Überwindung des konstitutiven Kriteriums der Delinquenz für Subkulturen führte zu weiteren Forschungen über die Sozialisationsbedingungen und sozialstrukturelle Verortung der Mitglieder von Subkulturen sowie die Frage nach der Freiwilligkeit oder Unfreiwilligkeit der Zugehörigkeit zu einer Subkultur. Infolge dieser Differenzierung wurden soziale Diskriminierung und Unterprivilegierung als wesentliche Gründe für unfreiwillige Subkulturen (kriminelle Banden, ethnische Minderheiten, aber auch soziale Problemgruppen) angesehen. Freiwillige Subkulturen (wie politische Bewegungen oder religiöse Gemeinschaften) strebten hingegen bessere soziale Lebensbedingungen oder alternative Wert- und Normenstrukturen als bewusste Alternativen zur herrschenden Kultur an.

Die Entwicklung eines kriminalsoziologisch orientierten Subkulturkonzepts hatte zunächst den Vorteil, dass rein individuelle Betrachtungsweisen delinquenten Verhaltens an Bedeutung verloren. Kritik richtete sich gleichwohl gegen die unmittelbare Gleichsetzung von Subkultur und Delinquenz, ohne die Problemlagen delinquenter Jugendsubkulturen in Beziehung zur dominierenden Kultur zu setzen. Dieses Vorgehen führte letztlich zur Stigmatisierung und Pathologisierung sozial abweichenden Gruppenverhaltens und nicht zu einem soziologischen Verstehen.

Eine andere Akzentuierung der Subkulturforschung sieht Jugendbewegungen v.a. als Protestbewegungen. Die Erklärungen, warum Jugendliche dabei auch zu gewaltsamen Handlungen neigen, variieren. Diese reichen von einem in einer schwierigen Entwicklungsphase stattfindenden Aufbäumen gegen Vorbilder und Autoritätspersonen, um Unabhängigkeit zu erreichen und Eigenständigkeit zu demonstrieren. Mit dem Einsatz von Gewalt werden dann

Ohnmachtsgefühle überwunden und Macht demonstriert. Jugendgewalt als Protestgewalt kann sich jedoch auch gegen reale gesellschaftliche Missstände richten und insofern eine wichtige Signalfunktion für die Gesellschaft besitzen. Gewalt wäre in diesem Fall für die Jugendlichen ein probates Ausdrucksmittel, um sich Gehör zu verschaffen, nachdem andere Wege politischen Handelns ergebnislos geblieben sind. Schließlich kann die Gewalt Jugendlicher auch einfach eine Form expressiven Verhaltens sein. Männlichkeitsrituale und Überlegenheitsgesten, Provokationen und ausdrucksstarke Rituale, Halbstarkengesten und Kraftmeiereien sollen Aufmerksamkeit erregen, Respekt sichern und dienen der körperlichen Selbstvergewisserung, sind Mutproben oder Initiationsriten. Sie dienen in diesem Falle hauptsächlich dazu, Anerkennung und Akzeptanz in der *peer group* zu erreichen oder besonderen Mut unter Beweis zu stellen. Expressives Verhalten und Lust am Zoff kann sich jedoch auch unterschiedlich begründeten Frustrationen schulden und eine Art Ventil für Aggressionen darstellen.

Wenn Jugendliche in Banden und Gangs zu Gewalttätern werden und Gewalt auch real ausüben, dann führt das nicht nur zu der Frage, welche Prozesse, Umstände und Bedingungen überhaupt zur Gewalt führen, sondern auch, welche Erfahrungen für die Jugendlichen mit ihrer Gewalttätigkeit verbunden sind. Häufig ist nämlich ein weit überschießendes Ausmaß an Gewalt feststellbar, was sich vernünftigen Zweck-Mittel-Relationen vollkommen entzieht. Das Konzept der „intrinsic Gewaltmotive“ (Sutterlüty 2002, 2007) will dazu beitragen, wesentliche Dimensionen von Gewalthandlungen Jugendlicher (Gewaltinteraktion, Erfahrung der Gewaltausübung, Interpretation dieser Erfahrung) zu erklären, die offensichtlich von einer spezifischen Erlebnisqualität und Erlebnisintensität (Gewalt als ‘kick’ und ‘thrill’ oder als ‘excitement’) getragen werden. Ausgangspunkt ist hier die Überlegung, dass sich mit der Ausübung von Gewalt durchaus positive, wenn nicht gar lustvolle Erlebnisse verbinden, die darauf hinweisen, dass Gewalthandlungen von Motiven geleitet sein können, die sich auf keinen Zweck und keinen Wert außerhalb dieser Handlungen beziehen. Die Motive, die zur Gewalthandlung führen, gehen dabei in der Regel auf spezifische Qualitäten der Erlebnisse zurück, welche die jugendlichen Täter während der Gewaltausübung erfahren. Drei Dimensionen lassen sich dabei unterscheiden: Der „Triumph physischer Überlegenheit“ führt zu auf den Täter bezogenen Machtgefühlen, bestätigt sein Selbstwertgefühl und verleiht ihm die Gewissheit einer gewissen Größe und Stärke. Die „Lust an den Schmerzen“ der Opfer ist ein zweiter wichtiger Bezugspunkt der Gewaltmotivation Jugendlicher, der ein über den eigentlichen Anlass weit hinaus gehendes und völlig unverhältnismäßiges Maß an Gewalt erklärlich

macht. In der „Überschreitung des Alltäglichen“ kann schließlich die dritte Dimension intrinsischer Gewalt gesehen werden. Die motivierende Kraft zur Gewalt erwächst hier aus der Entgegensetzung zu den Routinen des alltäglichen Lebens mit seinen Zwängen und Frustrationen. Der Akt der Gewalt wird als körperlicher Ausnahmezustand enthusiastisch erfahren, so dass sich darin eine wichtige Triebfeder gewalttätigen Handelns erkennen lässt.

Intrinsische Gewaltausübung bedarf aber bestimmter biographischer Prädispositionen, damit Jugendliche solche Gewaltmotivationen überhaupt ausbilden können. So ist etwa auf die Bedeutung der familiären Sozialisation und damit verbundener Erlebnisse wie Missachtung und Gewalt hinzuweisen. Epiphanie Erfahrungen (als biographische Wendepunkte in der Wahrnehmung von Gewalt) und der Aufbau gewaltaffiner Interpretationsregimes erleichtern und ermöglichen Jugendlichen sodann in der Regel den Rollenwechsel vom Opfer zum Täter. Schließlich besteht ein dritter wichtiger Punkt in der Herausbildung sog. Gewaltmythologien, in denen die normativen Aufladungen ausgeübter Gewalt zum Ausdruck kommen. Damit schließt sich dann der Kreislauf der Gewalt, der auf Grund von Gewalterfahrung und Missachtung mit dem Opferstatus in der Kindheit beginnt und sich über positive Erlebnisse mit Gewalt und epiphanischen *coming outs* zu einer eigenen Täterbiographie verdichtet, in der gewaltaffine Situationsinterpretationen und Mythologien von Gewalt schließlich die Entwicklung einer Gewaltkarriere befördern.

#### **4. Modernisierungstheorien**

Modernisierungstheorien haben sich in sehr unterschiedlicher Art und Weise mit der Erklärung von Gewaltphänomenen befasst. Dabei sind im Grunde zwei Richtungen zu differenzieren: Modernisierungstheorien als allgemeine Entwicklungstheorien haben nach den generellen Antriebsprozessen für sozialen Wandel insbesondere auf einer Makroebene gefragt und dabei zunächst den Übergangsprozess von der traditionellen zur modernen Gesellschaft, später auch sozioökonomische und politisch-kulturelle Entwicklungsprozesse innerhalb sich modernisierender Gesellschaften im Blick gehabt. Als solche haben sie sich nur sehr allgemein mit Gewaltphänomenen auseinandergesetzt und eher einen interpretatorischen Rahmen für die Verortung von Gewalt in der Moderne geliefert (Wehling 1992). Als spezifische Entwicklungstheorien haben sie sich v.a. mit den Prozessdynamiken in modernen Gesellschaften beschäftigt und dabei jene von Modernisierung verursachten, krisenhaften Entwicklungen in Betracht

gezogen, in deren Gefolge es auch zu Gewalt kommt. Hier geht es insbesondere um die Widersprüche und Paradoxien gesellschaftlicher Modernisierung, die auch für Gewaltphänomene einen konkreten Erklärungsrahmen bereit hält.

Die frühen Modernisierungstheorien waren als allgemeine Entwicklungstheorien von einem unerschütterlichen Fortschrittsoptimismus geprägt. Im Verlauf von Entwicklung, die ziemlich unilinear und unverbrüchlich von der traditionellen zur modernen Gesellschaft verlaufend konzipiert wurde, werden alle Entwicklungshemmnisse beseitigt und setzen sich all jene entwicklungsfördernden Aspekte durch, die schließlich die Gesellschaften dem verdeckten Idealbild der fortgeschrittensten westlichen Industriegesellschaft annähern sollte. In diesen und auch späteren Konzeptionen von Modernisierungstheorien herrschte im Grunde der Traum von der gewaltfreien Moderne (Joas 1994) vor: Mit der Durchsetzung von Modernität, mit der zunehmenden Höherentwicklung und Ausdifferenzierung von Gesellschaften und der dazugehörigen Affektmodellierung des Individuums würde sich die Frage der Gewalt quasi von selbst erledigen. Diese überaus naive und im Grunde auch mechanische Vorstellung von Entwicklungsprozessen ging mit der Krise der Modernisierungstheorien in den 1970er Jahren verloren. Die Revitalisierung der Modernisierungstheorien in den 1980er Jahren erfolgte dann unter gänzlich anderen Vorzeichen: Nicht mehr die nachholende Entwicklung traditioneller Gesellschaften wurde als Modernisierung begriffen, sondern Modernisierung bedeutete nun die Weiterentwicklung evolutionärer Mechanismen funktionaler Differenzierung und gesellschaftlicher Rationalisierung. Durch das neue Design wurde es möglich, Modernisierung sowohl als krisenerzeugenden Prozess wie auch als dessen Lösung zu betrachten. Mit dem Topoi der Modernisierung der Modernisierung konnten nämlich Krisenerscheinungen moderner Gesellschaften an Kontinuitätsvorstellungen gesellschaftlicher Modernisierung zurückgebunden werden, so dass Krisen einerseits als Folgeprobleme von Modernisierungsprozessen wahrgenommen wurden oder aus einem Mangel an Modernität erwachsen, andererseits eine weitergehende Modernisierung bei Identifizierung und Beseitigung möglicher Modernisierungshindernisse und Modernisierungsblockaden grundsätzlich möglich war. Das hatte auch Auswirkungen auf den Umgang mit Gewalt und die Verortung von Gewalt in der Moderne: Während ein Autor wie Münch (1992) in seinen Studien zur Struktur und Kultur der Moderne den alten Gegensatz von Tradition und Modernität wiederbelebte und die Gewalt als Randphänomen der Gesellschaft betrachtet – sie quasi zur Ausnahme in der Moderne macht –, und Gewaltherrschaften als Bewegungen gegen die Moderne bzw. Verkörperung von Antimoderne interpretiert, unterscheidet Habermas (1990, 1998) zwischen gesellschaftlicher Moderni-

sierung und dem Projekt der Moderne. Während ihm das Projekt der Moderne mit seinen aufklärerischen Idealen unerlässlich für eine vernünftige Gestaltung der Lebensverhältnisse der Menschen ist, sieht er die Gewalttätigkeiten und Barbareien des 20. Jahrhunderts als Auswüchse von Modernisierungsprozessen, die sich aus den Ambivalenzen und Widersprüchen moderner Gesellschaften selbst ergeben. Entzivilisierungsprozesse, Gewalt und Barbareien sind Schattenseiten der Moderne und stellen Verirrungen dar, die das Projekt der Moderne begleiten. Erst Theorien der reflexiven Modernisierung haben die Moderne mit ihren eigenen Krisenprozessen und Folgeproblemen konfrontiert und aus dieser Konfrontation eine erneuerte Theorie gesellschaftlicher Modernisierung begründet. So kann etwa Beck (1993) vermeintliche Nebenfolgen der Modernisierung, aber auch Gewalt als gleichursprüngliche und gleich wichtige Phänomene den eigentlichen Modernisierungsprozessen gegenüber stellen, er vermag die Unterminierung von Modernität aus den Prinzipien der Moderne zu verstehen, und Gegenmodernisierung als die Nachtseite der Modernisierung zu fassen, die gleichwohl untrennbar miteinander verbunden bleiben. Diese Dialektik von Modernisierung und Gegenmodernisierung erlaubt es ihm, Modernität und Gewalt als zueinander gehörige Aspekte zu fassen und sie nicht gegeneinander auszuspielen (vgl. Imbusch 2005: 70ff.)

Der andere Strang von Modernisierungstheorien befasst sich hingegen mit den konkreten Widersprüchen und Paradoxien gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse (van der Loo/van Reijen 1992), die sich in Gewalt niederschlagen können. Fragen gesellschaftlicher Modernisierung werden hier v.a. auf der Basis von Begriffen wie Differenzierung, Rationalisierung und Individualisierung behandelt. Zentrales Grundmuster moderner Gesellschaften ist dabei zunächst ihre funktionale Differenzierung. Sie gilt vielen Modernisierungstheorien als Fortschrittsmechanismus par excellence, weil sie dazu beiträgt, themen- und funktionsbezogene Eigenlogiken in einzelnen gesellschaftlichen Subsystemen durchzusetzen, die zu jener Dezentrierung der sozialen Welt führt, die diese ohne steuerndes Zentrum erscheinen lässt. Die funktionale Ausdifferenzierung von Gesellschaften führt auf der einen Seite zu einer enormen Anpassungs- und Integrationsfähigkeit, andererseits zeitigt sie aber auch negative Folgen: Funktionale Differenzierung ist beispielsweise nicht mit übergeordneten und allgemein verbindlichen Sinn- und Wertordnungen verträglich und sie löst althergebrachte traditionelle Strukturen auf. Sie fördert Segmentierung, Heterogenität, Pluralismus und Wahlchancen und produziert damit Sinn- und Orientierungskrisen. Wird darauf mit fundamentalistischen Haltungen reagiert, steht die Wiedereinsetzung alter Werte und Tugenden und beizeiten ihre gewaltsame Durchsetzung auf der Tagesordnung; wird darauf relativistisch mit Gleichgültigkeit

gegenüber den Normensystemen reagiert, dann bedeutet das auf Dauer die Zerstörung der sozialen Kohäsion einer Gesellschaft. Rationalisierungsprozesse führen auf der einen Seite zur Auflösung von Mythen, zur fortschreitenden Entzauberung der Welt und zur Beseitigung religiöser Weltbilder, zur Verwissenschaftlichung des Lebens und zur Einsetzung der Vernunft als oberstem Maßstab für soziales Handeln. Auf der anderen Seite zerstören sie jedoch auch ein religiös fundiertes Aufgehobensein und sinnhafte Bedeutungszuschreibungen an weltliche Geschehnisse, lösen damit verbundene individuelle Orientierungsmaßstäbe und Verhaltenssicherheiten auf und verstärken ein kaltes, zweckrationales, ausschließlich an Nützlichkeitskriterien orientiertes Handeln. Individualisierungsprozesse haben einerseits starre und unüberwindliche Klassen- und Schichtzugehörigkeiten aufgelöst, enorme Aufstiegsmöglichkeiten und Entscheidungsfreiräume für den Einzelnen geschaffen und zu einer kulturellen Pluralisierung ohnegleichen geführt, aber andererseits auch zur Schwächung von sozialem Kapital und herkömmlichen Vergemeinschaftungsformen beigetragen, zu Vereinzelung und Verunsicherung geführt, auf die milieuspezifisch auch mit Gewalt reagiert wird. Durch dieses Zurückgeworfensein auf sich selbst und die größeren individuellen Freiheiten gehen Überforderungsprozesse im Hinblick auf gelingende Lebensentwürfe einher und die Wahrung und Ausbildung einer eigenen Identität wird immer schwieriger, weil herkömmliche Werte und Sozialisationsinstitutionen keinen genügenden Halt mehr bieten. Auf die allfälligen Ohnmachtsgefühle wird vielfach mit negativer Integration in problematische Bezugsgruppen reagiert. Deren Weltbilder verbürgen dann etwa mit Ideologien der Ungleichwertigkeit und der Gewalt Sicherheit und Ordnung.

Rasche Modernisierungsprozesse und schneller sozialer Wandel bieten zudem wenig Anlass für die Wiedergewinnung von Autonomie und Subjektivität: Die „Entwicklungsrhythmen einer Gesellschaft ... verlaufen keineswegs kontinuierlich, sondern Diskontinuität ist die Regel; die Kultur-Struktur-Entwicklung ist zumeist von Asynchronität gekennzeichnet; nicht Gleichzeitigkeit, sondern Ungleichzeitigkeit bringt Wandel wie Krisen hervor; nicht konsistente Entwicklungen, sondern Widersprüche werden als Movers von Fortschritt angenommen ... Modernisierung verläuft nicht glatt, sondern ist durchsetzt von Paradoxien, und Ambivalenzen werden zum zentralen Kennzeichen der Moderne erhoben.“ (Heitmeyer 1997: 50) Durch die Auflösung sozialer Bindungen, die Integrationsprobleme traditioneller Vergemeinschaftungsmechanismen und den Bedeutungsverlust von verbindlichen Normen und Werten drohen beträchtliche Anomiegefahren, zumal durch Globalisierungsprozesse der Veränderungsdruck abermals steigt. Globalisierung schleift kulturelle Besonderheiten weitgehend ab, rela-

tiviert die Bedeutung des Nationalstaats als zentralem Ort politischer Entscheidungen und als identitätsstiftendem Bezugspunkt der Bevölkerung. Die dadurch ausgelösten Gefühle von Ohnmacht und Überwältigung im Verbund mit den als übermächtig empfundenen Konkurrenz- und Verwertungslogiken des globalisierten Kapitalismus stärken utilitaristische Verhaltensweisen und machen einen übersteigerten Individualismus hoffähig. Sie erhöhen das Konfliktpotenzial von Gesellschaften und beizeiten zu anomischen, regellosen Protesten, zu blindem Hass und vagabundierender Gewalt.

Für die Modernisierungstheorien ist die Gewalt also im Grunde eine Folge nicht verarbeiteten sozialen Wandels, sie erscheint nachgerade als eine Bewältigungsstrategie für die aus Modernisierungsprozessen herrührenden Paradoxien und Ambivalenzen. Welche Formen Gewalt dabei annimmt und welche Zielrichtung sie hat, muss jeweils kontextspezifisch geklärt werden. Diesbezüglich sind Modernisierungstheorien jedoch auf andere und ergänzende Theorieangebote angewiesen, welche durchaus Prämissen der Modernisierungstheorien teilen.

## **5. Theorien relativer sozialer Deprivation**

Zu den geläufigsten Erklärungsansätzen für das Auftreten von Konflikten und Gewalt zählen in den Sozialwissenschaften Theorien der relativen und absoluten sozialen Deprivation. Sie entstanden in den 1960er Jahren in den USA, als zunehmend offensichtlich wurde, dass die Versprechungen der Modernisierungstheorien auf materielle Besserstellung und sozialen Fortschritt keineswegs für alle Bevölkerungsgruppen gelten würden. In ihren klassischen Ausformulierungen der Theorie fragten Davies (1962) und Gurr (1968, 1970) zunächst danach, wie Revolutionen und Revolten entstehen und wann bzw. unter welchen Umständen ihr Auftreten wahrscheinlich sei. Ihre Antwort: Gewaltsame Konflikte von der Rebellion bis zum Bürgerkrieg sind das Resultat bzw. die Folge von Armut und Ungleichheit.

In der Folgezeit ist der Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Gewalt immer wieder hergestellt worden:

- Das Gros gewalttätiger Konflikte findet sich in sog. *low income countries*. Mehr als die Hälfte der Staaten Afrikas sind in den letzten 25 Jahren in gewalttätige und langandauernde Konflikte verstrickt gewesen, so dass Armut und schlechte wirtschaftliche Bedingungen als wichtigste strukturelle Faktoren für Gewaltausbrüche genannt wurden.

- Der Zusammenhang von großer sozialer Ungleichheit und Gewalt ist auch auf dem lateinamerikanischen Kontinent gut belegt. Hier findet sich nicht nur die weltweit größte soziale Ungleichheit (gemessen am Gini-Index), sondern zugleich endemische Formen der Gewalt.
- Schließlich zeigt sich der Zusammenhang von Ungleichheit und Gewalt auch in der zunehmenden Zahl von Slums auf der Welt. Wie in einem Mikrokosmos verdichten sich hier soziale Not, Unsicherheit, Kriminalität und gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen den Bewohnern dieser Elendsviertel in Folge von relativer oder absoluter sozialer Deprivation.

Die Gewalt wird dabei ganz überwiegend von jungen Leuten ausgeübt.

Insbesondere die Theorien relativer Deprivation haben einen prominenten Status erlangt. Denn nicht absolute Verarmung führt zu Widerstand und Protest, sondern lediglich relative Armut. Ein Kernmerkmal dieser Theorien ist ihre sozialpsychologische Fundierung, auch finden sich Anlehnungen an die Frustrations-Aggressions-Hypothese: Unter relativer Deprivation versteht Gurr entsprechend die wahrgenommene Diskrepanz zwischen den Werterwartungen des Menschen und ihren Wertansprüchen, d.h. die Diskrepanz zwischen den Gütern und Lebensbedingungen, die ihnen nach eigener Überzeugung zustehen, und den Gütern und Bedingungen, die sie ihrer Meinung nach tatsächlich erlangen und behalten können. Zu den zentralen Gütern und Werten zählt Gurr etwa Wohlstand, sozioökonomische Wohlfahrt und Macht, aber auch Zuneigung, Wertschätzung und Liebe. Benachteiligung und Deprivation führen, da die eigenen Aspirationen nicht verwirklicht werden können, in der Regel zu Unzufriedenheit und Frustration, sie schlagen dann in Protest und gewalttätigen Konflikt um, wenn die Benachteiligten diese Situation als ungerecht bewerten und glauben, dass Gewalt an dieser Benachteiligung etwas ändern kann. Frustrierte Erwartungen sind damit letztendlich die Basis für kollektive Aggression und Gewalt. Für die Einschätzung der Ungerechtigkeit sind wiederum soziale Vergleichsprozesse ausschlaggebend. Bereits Davies hatte darauf hingewiesen, dass Erwartungen bezüglich der Verbesserung der eigenen sozialen Lage in die Zukunft projiziert werden. Klaffen die erwartete Bedürfnisbefriedigung und die Realität der tatsächlichen Bedürfnisbefriedigung allzu weit auseinander, dann entsteht eine nicht tolerierbare Kluft zwischen beiden und es kommt zu Unmut und Spannungen, die sich in gewaltsamen Konflikten entladen können. In das Konzept der relativen Deprivation fließen also Erwartungen und Wahrnehmungen ein, so dass kognitive und normative Elemente die Verbindung bilden zwischen der subjektiven Seite des Individuums und den objektiven gesellschaftlichen Strukturen

und Institutionen. Ob relative Deprivation empfunden wird, ist demnach nicht zuletzt abhängig von der Legitimität herrschender Ungleichheiten. Da Legitimität aber sozial konstruiert ist, bestehen nicht nur erhebliche Differenzen bezüglich der Bedeutung und Schwere der sozialen Ungleichheit innerhalb einer Gesellschaft, sondern auch zwischen den Gesellschaften hinsichtlich ihrer jeweiligen Präferenz für unterschiedliche Verteilungsprinzipien.

Es sind wesentlich drei Muster relativer Deprivation unterschieden worden:

- Dekrementelle Deprivation: Hier gibt es einen großen Konsens hinsichtlich der als legitim erachteten und anzustrebenden Werte, der über die Zeit kaum variiert. Gleichwohl wird die Wahrscheinlichkeit, die Wertposition auch wirklich zu erreichen, als immer geringer eingeschätzt. Das Gefühl relativer Deprivation stellt sich in diesem Fall im Vergleich zu dem, was in der Vergangenheit möglich war, ein. Dekrementelle Deprivation ist am häufigsten in traditionellen Gesellschaften anzutreffen.
- Aspirationale Deprivation: Hier kommt es zu einer Ausweitung der Werterwartungen ohne Aussicht darauf, dass auch die Möglichkeiten zur Wertrealisierung zunehmen. Gefühle der relativen Deprivation treten deshalb auf, weil die Menschen der Meinung sind, dass ihnen Mittel und Möglichkeiten fehlen, ihre neuen legitimen Wünsche auch zu realisieren. Diese Art der Deprivation entsteht häufig durch den Kontakt mit fortgeschritteneren Gesellschaften oder Subgruppen, in der Konfrontation mit neuen Lebensstilen oder attraktiven sozialen Milieus.
- Progressive Deprivation: Hier handelt es sich im Grunde um einen Spezialfall der aspirationalen Deprivation. Gefühle der Deprivation entstehen, wenn die projizierten Werterwartungen nicht mehr durch die objektiven Möglichkeiten der Wertrealisierung eingelöst werden können. Beispiele wären hier plötzlich hereinbrechende Wirtschaftskrisen, hohe Inflation etc.

Die konkreten Auswirkungen sozialer Ungleichheit auf das Konflikt- und Gewaltpotenzial von Gesellschaften hängen dann von einer Reihe komplexer Bedingungen ab.

Gurr hatte komplexe Kausalmodelle zur Erklärung politischer Gewalt mit einer Vielzahl von Variablen entwickelt, um die Zusammenhänge zwischen sozialer Ungleichheit und gewaltsamen Protestverhalten aufzeigen zu können. Neben dem Potenzial für kollektive und politische Gewalt beschäftigte er sich auch mit dem resultierenden Umfang und Ausmaß der Gewalt und den zu erwartenden Arten und Formen der Gewalt. Den Umfang politischer Gewalt maß er am Grad der Beteiligung der Bevölkerung, der Intensität der Gewalthandlungen und der Dau-

erhaftigkeit der Gewaltanwendung. Als Formen politischer Gewalt betrachtete er tumultartige Aufstände, Verschwörungen und Bürgerkriege. Und er beschäftigte sich mit intervenierenden gesellschaftlichen Variablen und den komplizierten Ausreifungsprozessen von politischer Gewalt.

Die neuere Ungleichheits-, Konfliktursachen- und Gewaltforschung hat mit ihren Erkenntnissen vielfältig an die Schemata von Gurr u.a. angeknüpft und diese weiter entwickelt (Imbusch 2008). Insbesondere die Tatsache, dass es große soziale Ungleichheiten, Armut und Exklusion gibt, ohne dass sich die benachteiligten und diskriminierten Bevölkerungsteile gegen ihre soziale Lage auflehnen, hat zur weiteren Verfeinerung der Modellbildung beigetragen und die Stichhaltigkeit einer direkten Kausalität von großer sozialer Ungleichheit und Gewaltkonflikten hinterfragt. Denn in den seltensten Fällen ist ein Faktor allein für die Entstehung von Konflikten verantwortlich. Für die Erklärung politischer Gewalt, von Bürgerkriegen und Rebellionen müssen vielmehr verschiedene Faktoren und deren Interdependenz in Betracht gezogen werden. Denn die Entscheidung für den Einsatz von politischer Gewalt ist immer ein komplexer Prozess, der viele Akteure umfasst und eine Vielzahl von Bedingungen und Umständen kennt. Will man gar ein theoretisches Erklärungsmodell für Gewaltkonflikte entwickeln, wird man nicht nur zwischen Hintergrund- und Vordergrundbedingungen unterscheiden und vielfältige interaktive Variablen berücksichtigen müssen, sondern auch eine Mehrebenenanalyse durchzuführen haben, weil es bekanntlich nur sehr wenige notwendige, aber sehr viele hinreichende Bedingungen für gewaltsame Auseinandersetzungen gibt. Auch wenn unvorteilhafte sozioökonomische Lebensbedingungen, Armut und Exklusion zu den zentralen Hintergrundursachen für Gewalt zählen, so ist weder soziale Ungleichheit an sich noch soziale Deprivationsprozesse per se gewaltträchtig.

In dem folgenden Modell werden deshalb grundlegende Strukturbedingungen mit Handlungsbedingungen und intervenierenden Variablen mit Einfluss auf ein Konfliktgeschehen verknüpft und über langfristig wirkende und kurzfristig wirksame Faktoren zu einer Mehrebenenanalyse von Konfliktverläufen zusammen gebracht. Es lassen sich zunächst vier Faktoren als zentrale Verursacher von gewaltsamen Konflikten als strukturelle Hintergrundfaktoren ausmachen:

- schlechte sozioökonomische Bedingungen und gravierende Formen sozialer Ungleichheit,
- repressive politische Systeme und autoritäre Staaten,
- Umweltbedingungen und der Niedergang erneuerbarer Ressourcen, und

- die Politisierung ethnischer Identitäten.

Damit strukturelle Hintergrundursachen allerdings wirksam werden können, bedarf es zwingend ihrer Ergänzung durch Handlungsbedingungen und Mobilisierungsstrategien der betroffenen Akteure. Dazu zählen

- die Perzeption der Illegitimität der sozialen Ungleichheiten,
- die Empfindung von Ungerechtigkeit und moralischer Empörung,
- soziale Vergleichsprozesse,
- enttäuschte normative Erwartungen an sozialen Fortschritt,
- die Organisierbarkeit und Politisierbarkeit von Interessen,
- kollektive Schuld- und Verantwortungszuschreibungen an externe Akteure.

Gewalttätig ausgetragene Konflikte haben jedoch in der Regel nicht nur strukturelle Ursachen, die auf günstige Handlungsbedingungen treffen, sondern das Konfliktpanorama wird auch durch eine Reihe konditionierender Variablen, durch Auslösefaktoren und katalysatorische Prozesse bestimmt. Konditionierende Variablen sind etwa

- die Macht eines politischen Systems und seine Rechtmäßigkeit,
- die Begrenzung von Ansprüchen und Anrechten,
- die Stärke des Gegners und seine mobilisierbaren Ressourcen,
- die Legitimität des bewaffneten Kampfes, sowie
- das Vorhandensein von Unterstützerguppen in der Bevölkerung.

Auslösefaktoren sind sodann jene Faktoren, die das Timing und den Beginn des jeweiligen Konflikts bestimmen. *Trigger* liegen in der Regel zeitnah vor dem eigentlichen Beginn der Auseinandersetzungen:

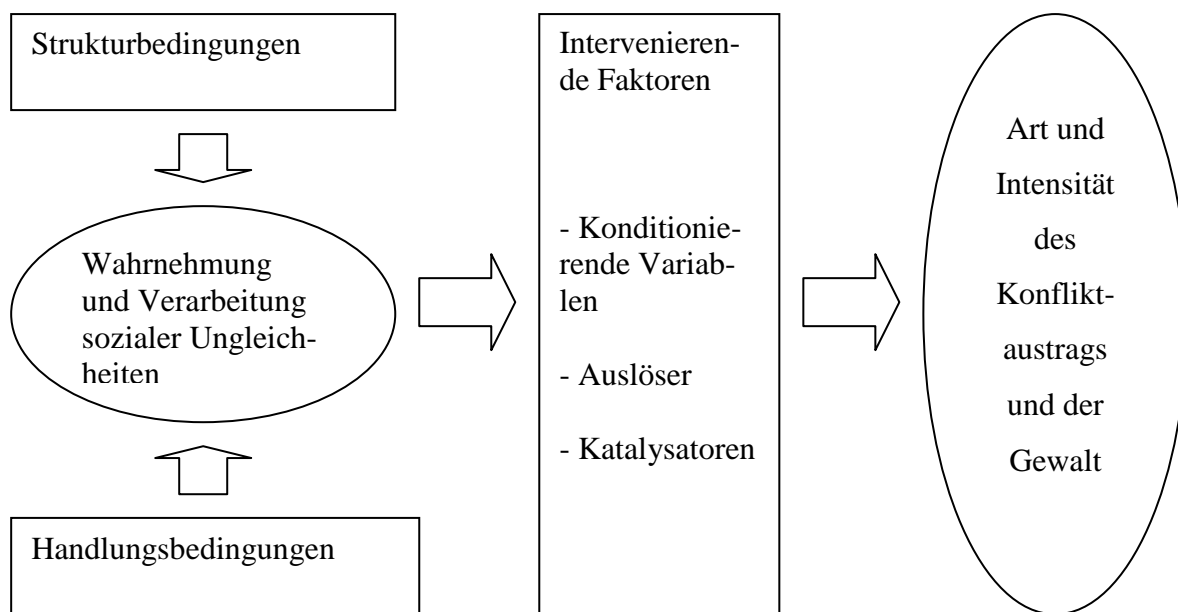
- Provokationen des politischen Gegners,
- politische Missgeschicke,
- Empörung auslösende Akte der Gegenseite,
- beliebige Anlässe für Rache oder Vergeltung.

Katalysatoren beeinflussen dagegen die Intensität und Dauerhaftigkeit eines Konflikts. Zu ihnen zählen:

- interne Faktoren wie das militärische Kräfteverhältnis, veränderte Zielsetzungen, die Erschöpfung der Konfliktparteien etc.,
- externe Faktoren wie bewaffnete Interventionen, Beobachtermissionen, Hilfslieferungen Dritter etc.,
- bestimmte Taktiken wie Aufstandsstrategien oder Guerillamethoden,
- Naturgegebenheiten wie Landschaften, Wetter, Jahreszeiten,

- materielle (Waffen, Geld etc.) oder kulturelle Faktoren (Einschätzungen, Interpretationen, Legitimationen etc.).

Schaubild 2: Prozessmodell zur Entstehung und Entwicklung sozialer Konflikte und Gewalt



(P. Imbusch: Die Konfliktivität sozialer Ungleichheiten, 2008)

Es sind also nicht Strukturen sozialer Ungleichheit oder Prozesse relativer Deprivation an sich, die automatisch für Gewaltpotenzial sorgen. Vielmehr sind es spezifische Bedingungen und Umstände wie die Legitimität einer bestimmten Verteilungsordnung, die Politisierung sozial ausbeutbarer Tatbestände, die Mobilisierung von Ungerechtigkeitsempfindungen sowie spezifische Auslöser und Katalysatoren, die dafür sorgen, dass über gewaltsame Eskalationsprozesse soziale Ordnungen in Gefahr geraten. Die Konfliktivität sozialer Ungleichheit hängt letztlich stark vom Stellenwert der Ungerechtigkeit, von Missachtungserfahrungen und Anerkennungsdefiziten ab. Insofern ist die in soziale Ungleichheit eingelagerte Frage der sozialen Gerechtigkeit und der Legitimität der Schlüssel für den Zusammenhang von Ungleichheit, Deprivation und Konflikt.

## 6. Die Desintegrationstheorie

Auch der Desintegrationsansatz kennt den Zusammenhang von unterschiedlichen Formen der sozialen Ungleichheit und einem erhöhten Konfliktpotenzial, geht es ihm doch grundlegend um die Erklärung von Phänomenen wie Gewaltkriminalität, Rechtsextremismus und ethnisch-kulturellen Konflikten (Heitmeyer 1994, 1997; Anhut/Heitmeyer 2000). Desintegration indiziert im Grunde die nicht eingelösten Leistungen von gesellschaftlichen Institutionen, existenzielle Grundlagen der Gesellschaft und persönliche Unversehrtheit sicherzustellen. Der Desintegrationsansatz reflektiert insbesondere die Paradoxien gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse: In Anbetracht der Entwicklungspotenziale moderner Gesellschaften waren die Integrationschancen nie größer als gegenwärtig, gleichzeitig sind jedoch auch die Desintegrationsgefahren nie größer gewesen. Der Grund dafür kann darin gesehen werden, dass sich im Zuge des raschen sozialen Wandels einerseits zahlreiche Integrationshemmnisse auflösen, andererseits sich jedoch neuartige auftun. Die Dynamik moderner Gesellschaften birgt daher einige Antinomien, die Heitmeyer (1994) ursprünglich wie folgt gefasst hatte:

- Je mehr Freiheit sich durchsetzt, desto weniger Gleichheit gibt es,
- je weniger Gleichheit vorhanden ist, desto mehr Konkurrenz findet statt,
- je mehr Konkurrenz tobt, desto weniger Solidarität gibt es noch,
- je weniger Solidaritätsreserven vorhanden sind, desto mehr Vereinzelung ist die Folge,
- je mehr Vereinzelung es gibt, desto weniger findet noch soziale Einbindung statt,
- je weniger soziale Einbindung vorhanden ist, desto mehr rücksichtslose Durchsetzung von Eigeninteressen gibt es.

Diese Ambivalenzen schlagen sich nieder in Auflösungsprozessen von Lebenszusammenhängen und Beziehungen zu anderen Personen (Zerfall der Familie, Heterogenisierung sozialer Milieus), in Auflösungsprozessen der faktischen Teilnahme an gesellschaftlichen Institutionen (mangelnde Integration durch Arbeit und über Wahlen) und in Auflösungsprozessen gemeinsamer Werte und Normen (starke Subjektivierung und Pluralisierung von verbindlichen Leitvorstellungen zur Gesellschaft). Die Grundthese des Ansatzes lautet daher: Mit dem Grad an Desintegrationserfahrungen und Desintegrationsängsten nehmen das Ausmaß und die Intensität sozialer Konflikte zu und nimmt deren Regelungsfähigkeit ab. Der Desintegrationsansatz erklärt also Gewalt mit den ungenügenden Integrationsleistungen moderner Gesellschaften. „Mit Desintegration wächst in der Regel die Gewalt. Sei es die *staatliche Gewalt*, um soziale Kontrolle und Repression zu erhöhen und an die Stelle integrativ wirksamer Politik zu

setzen ...; sei es *expressive Gewalt* durch soziale Gruppen, um über Stärkedemonstration wenigstens symbolisch Ansprüche und Artikulation zu zeigen, oder *regressive Gewalt* durch politische Parteien Gruppen, die ethnische Kategorien zur Mobilisierung gegen Minderheiten nutzen.“ (Heitmeyer 1997: 30) Je höher also der Desintegrationsgrad einer Gesellschaft ist, desto größer sind auch ihre Gewaltpotenziale und die entsprechenden individuellen und kollektiven Gewalttätigkeiten. Spitzen sich sozioökonomische oder ethnisch-kulturelle Problemlagen zu, dann kann Integration sogar zu einer Überlebensfrage für Einzelne oder Gruppen werden. Desintegrierte Gesellschaften sind also nicht nur deshalb besonders konfliktiv, weil es ihnen soziale Statuskämpfe, Auseinandersetzungen um soziale Ungleichheit, symbolische Kämpfe um ethnische Zugehörigkeit und kulturelle Anerkennung gibt, sondern v.a. deshalb, weil sie in besonderem Maße von offenen und versteckten, subtilen verdeckten Formen der Gewalt durchzogen sind. Weil mit nachlassender Integrationskraft einer Gesellschaft die Verteilungs-, Regulations- und Kohäsionskonflikte zunehmen, können Gewaltspiralen oder die Selbstzerstörung der Individuen die Folge sein.

Gleichwohl muss die nachlassende Integrationskraft und das steigende Gewalt- und Selbstzerstörungspotenzial nicht in eine erhöhte oder generalisierte Instabilität von Gesellschaften münden, weil offen repressive oder sanft erscheinende Machtapparate die zunehmend isolierten und kaum noch zu dauerhaften Gruppenbildungen fähigen Menschen in Schach halten, monetär befriedigen oder gruppenspezifisch ausgrenzen können.

Entsprechend dem theoretischen Konzept des Desintegrationsansatzes ist die Gleichsetzung von Stabilität und Integration jedoch ebenso irreführend wie die von Integration und Konfliktfreiheit. Zu bedenken ist zudem, dass Integration immer auch Mechanismen der sozialen Kontrolle und des Zwangs enthält – und damit Macht- und Herrschaftszusammenhänge reflektiert – und es über bestimmte Ideologien, Religion oder problematische Zugehörigkeitsdefinitionen auch zu einer Art negativen Integration mittels Ausschluss kommen kann. Umgekehrt kann Desintegration nicht immer ausschließlich negativ interpretiert werden, weil sie im Kontext beschleunigten sozialen Wandels ein Stück weit Normalität verkörpert und beispielsweise auch soziale Distanz ironischerweise für Zusammenhalt sorgen kann.

Angesichts veränderter Integrations-Desintegrationsdynamiken fragt die Desintegrationstheorie auch nach den Bedingungen und Möglichkeiten gelingender Integration. Es geht dabei zum einen um die individuell-funktionale Systemintegration, zum anderen um die kommuni-

kativ-interaktive Sozialintegration, und schließlich um die kulturell-expressive Sozialintegration. Unter die funktionale Systemintegration fallen die individuellen und kollektiven Zugänge zu und Teilnahmechancen an den wichtigsten Teilsystemen der Gesellschaft, also etwa der ökonomische Zugang zum Arbeitsmarkt oder zu den sozialen Sicherungssystemen, oder die politische Integration über Nationalbewusstsein, Verfassungspatriotismus, Wir-Gefühle etc. Die kommunikativ-interaktive Dimension bezeichnet hingegen die Teilnahme an Verständigungsprozessen über den Bestand oder die Veränderung von Werte- und Normensystemen oder die kulturelle Moral einer Gesellschaft. Die kulturell-expressive Sozialintegration umfasst dagegen jene lebensweltlichen Vergemeinschaftungen durch Gruppenzugehörigkeiten (Milieus, *peers*, Gemeinschaften), die sich über kollektive Identitäten, soziale Bindungen, die Anerkennung von Traditionen und Ritualen und die Akzeptanz von kulturellen und religiösen Praktiken einstellen. Unter sozialer bzw. gesellschaftlicher Integration von Individuen und Gruppen versteht der Desintegrationsansatz nun die befriedigende Lösung von drei spezifischen Problemstellungen, die auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt sind:

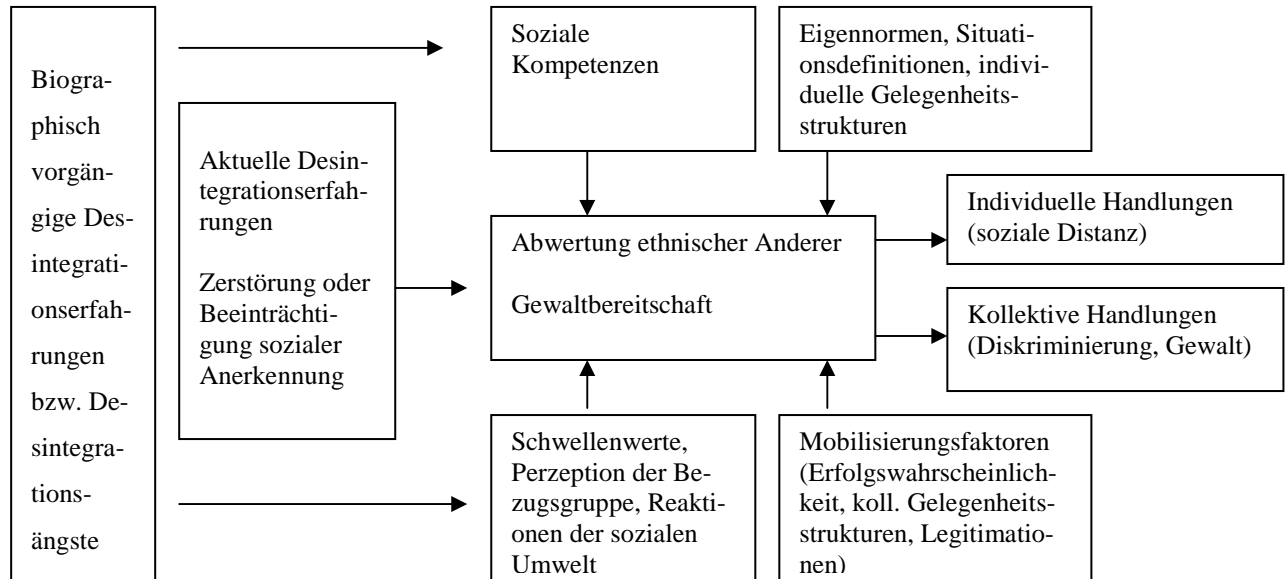
- Auf der sozialstrukturellen Ebene stellt sich das Problem der Teilhabe an den materiellen und kulturellen Gütern einer Gesellschaft, das durch ausreichende Zugänge zu Arbeits-, Wohnungs- und Konsummärkten sichergestellt werden kann.
- Auf der institutionellen Ebene geht es um die Sicherstellung des Ausgleichs konfligierender Interessen, ohne die Integrität von Personen zu verletzen, was durch die Einhaltung basaler moralischer, auf politische Gleichwertigkeit ausgerichteter demokratischer Prinzipien geschehen kann.
- Auf der persönlichen Ebene geht es schließlich um die Herstellung emotionaler Beziehungen zwischen den Menschen zum Zwecke der Sinnstiftung und Selbstverwirklichung, um Sinn- und Identitätskrisen, Orientierungslosigkeit und Wertediffusion zu vermeiden.

Nur dort, wo möglichst viele Aspekte der Integration verwirklicht sind, gibt es nach Ansicht des Desintegrationsansatzes wirksame Mittel und Wege gegen Gewalt.

Dabei wird allerdings kein direkter und deterministischer Zusammenhang zwischen Desintegrationsprozessen und Gewalthandeln angenommen, sondern ein komplexes Modell der Übersetzung von Desintegrationserfahrungen in antidemokratische und abwertende Einstellungen und gewalttätige Handlungen entworfen. Denn mit der Zunahme oder Abnahme des Umfangs sozialer Integration und der sich damit verändernden Anerkennungsbilanzen wird nur gesagt, dass sich die Potenziale für dysfunktionale Verarbeitungen von Desintegrationsprozessen vergrößern oder verkleinern. Die entscheidende Frage ist demnach, wie makrostrukturelle

Entwicklungen und Belastungen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene mit mikrostrukturellen (individuellen) Dispositionen und Erfahrungshintergründen zusammen wirken und durch milieuspezifische oder subkulturelle Muster der Mesoebene relativiert werden. Der Desintegrationsansatz geht hier von einem Ineinandergreifen der genannten Prozesse bzw. ihrer wechselseitigen Verschränkung aus (vgl. Anhut 2005: 384). Nicht jede Desintegrationserfahrung übersetzt sich also in antisoziale Einstellungen oder gewalttätiges Verhalten, weil dem Individuum in der Regel bestimmte Verarbeitungsformen von Desintegrationserfahrungen zur Verfügung stehen: In spezifischen sozialen Kompetenzen, sozialen Vergleichsprozessen und Milieugehörigkeiten können einige der wichtigsten Einflussfaktoren auf die Verarbeitungsmuster von Desintegration gesehen werden. Ob es darüber hinaus im Einzelfall zu gewaltsamen individuellen oder kollektiven Reaktionsmustern kommt, hängt zudem von Folgenabschätzungen, Gelegenheitsstrukturen und konfliktrelevanten Mobilisierungsfaktoren ab.

Schaubild 3: Die Übersetzung von Desintegrationserfahrungen in fremdenfeindliche Einstellungen und gewalttätiges Handeln



(R. Anhut: Die Konflikttheorie der Desintegrationstheorie, S. 386)

Aus individuellen, sozialen und gesellschaftlichen Desintegrationserfahrungen können also antisoziale Einstellungsmuster und gewalttätige Verhaltensweisen resultieren, für die die Des-

integrationstheorie je nach Art der Akteure ein spezifisches Set von Erklärungen bietet. Im Falle individuellen Gewalthandelns sind beispielsweise defizitäre familiäre Sozialisationsmuster und problematische Familienkonstellationen entscheidende Hintergrundvariablen zur Erklärung der Gewalt. Individuelle Gewaltbereitschaft ist häufig mit Entwicklungsdefiziten wie Empathiemangel, Identitäts- und Selbstwertstörungen verknüpft. Gewaltbereitschaft und Aggressivität müssen deshalb als Resultat einer Fülle negativer Erfahrungen (Lernen am Modell, körperliche Züchtigungen, Demütigungen etc.) oder als Folge fehlender sozialer Kompetenzen (infolge von Vernachlässigungen oder übermäßigem Behütetsein) gedeutet werden. Im Falle von Fremdenfeindlichkeit und der Abwehr ethnischer Gruppen macht der Desintegrationsansatz insbesondere reale Konkurrenzsituationen, subjektiv gefühlte Benachteiligungen oder Ungerechtigkeitsempfindungen als Hintergrunddispositionen aus. Die Abwertung anderer hat die Funktion, Persönlichkeitsdefizite zu überspielen, ein positives Selbstbild aufrecht zu erhalten oder zukünftig möglichen Statusverlusten zu entgehen. Im Falle rechtsextremer und autoritärer Einstellungen sind insbesondere solche Jugendliche und junge Erwachsene anfällig, die mit Vereinzelungserfahrungen, Verunsicherungsempfinden und Ohnmachtsgefühlen zu kämpfen haben. Durch rechtsextreme Vorurteile und geschlossene Weltbilder wird Orientierungssicherheit und Gewissheit geboten, Ohnmacht übersetzt sich in Stärkedemonstration. Leistungsunabhängige Zugehörigkeiten und nationalistische Überlegenheitsgesten sorgen für eine negative Integration in problematische Bezugsgruppen. Die gewählten Verarbeitungsformen variieren je nach spezifischen Desintegrationserfahrungen und vorausgegangenen Anerkennungsverletzungen und haben auch mit den jeweiligen Kompensationsfunktionen zu tun. Resümierend kann man mit dem Desintegrationsansatz feststellen, dass je schlechter die Beurteilung der Integrationsqualität in den genannten Integrationsdimensionen ausfällt, mit desto mehr Verunsicherung und schließlich auch Akzeptanz dysfunktionaler Problemverarbeitungsmuster muss gerechnet werden (Anhut 2005: 387f.).

## **7. Demographie, Männlichkeit und Gewalt**

In den letzten Jahren ist von ganz verschiedener Seite immer wieder darauf hingewiesen worden, dass ungünstige demographische Entwicklungen zur Gewalt führen können. Die grundlegende These lautet, das sog. *youth bulges* – also ein außergewöhnlich hoher Anteil junger Menschen an der Gesamtbevölkerung – die Unsicherheit der Gesellschaft erhöhen und diese Gesellschaften besonders anfällig für Konflikte machen würden. Jugendlichkeit bedeute zwar

einerseits Vitalität und Dynamik, Erfindungsreichtum und hoffnungsvoller Optimismus, aber sie stellt andererseits auch ein beträchtliches Problem für die betroffenen Gesellschaften dar, weil der hohe Anteil junger Menschen angesichts der defizienten Strukturen vieler Entwicklungsländer gar nicht angemessen in die Wirtschaftskreisläufe und die Arbeitsmärkte integriert werden kann. Insbesondere nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 erfreut sich die These vom *youth bulge* großer Beliebtheit und das infolge der Bevölkerungsentwicklung hohe Angebot von mit ihrer sozioökonomischen Situation unzufriedenen Jugendlichen gilt als Ursache für Bürgerkriege, gewaltsame Konflikte und den Terrorismus.

Von *youth bulges* bzw. einem Jugendboom oder der überproportionalen Ausstülpung der Alterspyramide bei den 15-24-Jährigen wird in der Regel dann gesprochen, wenn diese Jahrgänge mindestens 20% der Gesamtbevölkerung ausmachen. Von *child bulges* ist dann die Rede, wenn Kinder zwischen 0-15 Jahren mindestens 30% der Bevölkerung ausmachen. Entscheidend für den Zusammenhang von Demographie und Gewalt ist jedoch der *youth bulge*, der *child bulge* gibt nur einen Hinweis darauf, wie groß der Jugendüberschuss werden wird.

Die ursprüngliche These von den Gefährdungen durch *youth bulges* stammt von Gary Fuller (1995), der in einem Aufsatz über die demographischen Hintergründe für ethnische Konflikte nach den Ursachen für den bürgerkriegsähnlichen Konflikt zwischen Tamilen und Singhalesen auf Sri Lanka suchte. Für die dauerhafte Gewalt konnte er weder befriedigende Erklärungen in ökonomischen Strukturveränderungen noch in Klimaverschlechterungen oder gar Hunger und Not finden. Vielmehr kulminierte das gegenseitige Töten, als es bei beiden Volksgruppen zu *youth bulges* gekommen war und der Anteil junger Männer zwischen 15-25 Jahren jeweils über 20% gestiegen war. Dass junge Menschen die Protagonisten von Protest, Instabilität, Reform und Revolution seien, hat auch Samuel Huntington in einer Art Nebendarstellung seines „Kampfes der Kulturen“ (1996) mit Blick auf den Islam hervorgehoben, dessen Wiedereintritt auf die weltpolitische Bühne er u.a. mit spektakulären Raten des Bevölkerungswachstums der islamischen Welt zusammen bringt. Er fragt sich, wieso Muslime am Ende des 20. Jahrhunderts weit mehr als Menschen anderer Kulturkreise in Gewalt zwischen eigenen und fremden Gruppen verwickelt waren und wodurch sich diese hohe Gewaltbereitschaft erklären lässt. Die zeitgenössischen inner- und außermuslimischen Konflikte führt er letztlich auf den demographischen Boom zurück: „Die Bevölkerungsexplosion in muslimischen Gesellschaften und das riesige Reservoir an oft beschäftigungslosen Männern zwischen 15 und 30 sind eine natürliche Quelle der Instabilität und der Gewalt innerhalb des Islam wie

gegen Nichtmuslime. Welche anderen Gründe auch sonst noch mitspielen mögen, dieser Faktor allein erklärt zu einem großen Teil die muslimische Gewalt der achtziger und neunziger Jahre.“ (Huntington 1996: 433).

Im deutschsprachigen Raum war es v.a. Gunnar Heinsohn, der mit seinen Thesen zur „nachwachsenden männlichen Gefahr“ und seinem Buch „Söhne und Weltmacht“ (2003) entsprechende Thesen popularisierte und im Männerüberschuss ein bedeutsames Kriegspotenzial sah. Nach Heinsohn entstehen durch bevölkerungspolitisch verursachte *youth bulges* die wesentlichen Voraussetzungen für Bürgerkriege, Völkermord und Terrorismus. Heinsohn hat dabei auch eine historische Perspektive eingebracht und betont, dass Phasen hohen Bevölkerungswachstums schon immer mit einer erhöhten Konfliktivität einhergegangen seien. Dabei ist es nicht die absolute Menge an Söhnen in einer Nation, noch ist es Nahrungs- oder Flächenmangel, die *youth bulges* entstehen lassen. *Youth bulges* ergeben sich für ihn vielmehr aus der Relation zwischen der Menge der Positionen der ausscheidenden Väter und der Menge an Positionen, die nachrückende Söhne nachfragen. Schon mehr als ein Sohn pro Vater erzeuge Spannungen; wo über mehrere Generationen zwei Millionen Väter drei Millionen Söhne hinterlassen, gebe es Schwierigkeiten; wo sechs oder gar neun Millionen Jungen heranwachsen, werde es ernst. „Wo nun zwei oder mehr Söhne in den Familien vorhanden sind, gibt es nicht nur Reibereien, sondern auch eine wachsende Bereitschaft, die jungen Männer risikoreich einzusetzen – nicht nur, um ihnen ein Auskommen zu ermöglichen, sondern auch um den sozialen Frieden zu erhalten. Eine Nation mit *youth bulge* entwickelt also ein ganz anderes Temperament als eine absolut viel größere Nation ohne interne Probleme mit überzähligen Söhnen oder gar bereits mit einem Sohnesmangel. Wiederholt sich ein *youth bulge* ... über zwei oder mehrere Generationen, kumulieren sich seine Effekte.“ (Heinsohn 2003: 25) Die Sprengkraft von *youth bulges* ergibt also aus einer Vielzahl junger Männer, denen in einer Gesellschaft keine akzeptablen Positionen geboten werden und die deshalb einen Mangel an Aufstiegsmöglichkeiten haben. Daraus erwächst wiederum ein ungeheures Potenzial an politischer Aggressivität. Die quantitativ beeindruckendsten Beispiele für Heinsohn sind diesbezüglich die islamisch geprägten Länder und der schwarzafrikanische Kontinent, in denen es innerhalb weniger Generationen zu einem exponentiellen Bevölkerungswachstum gekommen sei. Sehe man sich einmal die Nationen mit *youth bulges* genauer an, dann fänden sich dort in ganz überwiegender Mehrzahl Konflikte, Gewalt und Bürgerkriege, so dass laut Heinsohn diese Phänomene hoch mit *youth bulges* korrelieren. „Unter den 124 Nationen finden sich 67 mit *youth bulge*-Problemen. Von diesen 67 hatten oder haben 60 mit mehr oder weniger gro-

ßen Tötungsaktionen zu kämpfen. Die nichtblutige Lösung eines *youth bulge* stellt in der bisherigen Geschichte womöglich die Ausnahmen dar.“ H20 Gerade die islamischen Staaten seien heute besonders gewalthaltig, weil mit dem Auftauchen der überschüssigen Söhne zum einen die Ungleichheiten in den arabischen Gesellschaften zum Skandal werden, zum anderen die jungen Leute aus Hoffnungslosigkeit für „Gebrauchsideologien von Gerechtigkeit, Gewissensnot und Glaubenswahrheiten“ (Dießenbacher 1998: 212) anfällig werden, die sie mit Feinbildern und Gewaltbereitschaft ausstatten. Die islamistischen Terroristen töteten nicht etwa aus Armut und Mangel, sondern setzten Gewalt ein, um „Status und Macht“ zu erlangen. Mit dem Schrumpfen der muslimischen *youth bulges* ab 2020 würden dann wieder friedlichere Verhältnisse eintreten.

„*Youth bulges* sind keine alles erklärenden Faktoren, aber Theorien weltgeschichtlicher Großereignisse, die sie schlichtweg ignorieren, greifen zu kurz. Auch weil der Faktor Sohnesüberschuss so beschämend simpel aussieht und wenig hergibt für theoretische Feinheiten, lässt man ihn leichthin unausgelotet oder gleich ganz beiseite. Selbst wo er einem irgendwie einleuchtet, behält er etwas Repetitives und Unoriginelles. Dagegen ist nur einzuwenden, dass bei allen Ansprüchen auf Eleganz eines Arguments auf seine Relevanz gleichwohl nicht verzichtet werden kann.“ (Heinsohn 2003: 24)

Doch wie viel Beweiskraft steckt in der These von den *youth bulge* induzierten Unruhen? Inwieweit stellen die von Heinsohn und anderen aufgezeigten Zusammenhänge nur Scheinkorrelationen oder Zufälligkeiten dar? Unbestreitbar ist zunächst einmal, dass ein hoher Anteil von jungen Menschen – ebenso wie ein hoher Anteil älterer Menschen – an der Gesamtbevölkerung Gesellschaften vor große Herausforderungen stellt. Angesichts der demographischen Entwicklungen in vielen Entwicklungsländern ist die Zukunft vieler junger Männer nicht besonders vielversprechend. Bedenkt man, dass etwa in Afrika das Durchschnittsalter der Bevölkerung bei 17,5 Jahren liegt (Deutschland: 41 Jahre) und über die Hälfte der Bewohner Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene sind, und sich deren Zahl bis 2025 noch deutlich erhöhen wird, dann bleibt vielen von ihnen nur ein Leben in den Elendsvierteln der Megastädte, ein Leben in Armut, ohne rechtes Auskommen, in zerrissenen oder kaputten Familien, als verwaiste Straßenkinder oder auf den Gewaltmärkten. Kriminalität und Gewalt gehören für viele Kinder und Jugendliche zum Aufwachsen dazu, sie können ökonomisch und sozial zweckmäßig sein, aber auch zum Selbstzweck werden. Bereits Thomas Hobbes hatte in seinem Leviathan darauf hingewiesen, dass die Welt der Gewalt eine Sache jüngerer Männer ist,

die keinen Platz in der Gesellschaft haben und ihn sich sprichwörtlich erst erkämpfen müssen. Demographische Faktoren sind deshalb unter dem Aspekt, das sie soziales Leid und absolute bzw. relative Deprivation verursachen können, durchaus bedeutsam für die Erklärung bestimmter Arten von Gewalt. Der Anteil von Jugendlichen an der Bevölkerung stellt somit einen demographischen Stressfaktor dar, der unter bestimmten Bedingungen zum Ausbruch von Gewalt beitragen kann, wenn etwa ein Staat seinen Menschen keine geeigneten Entfaltungsmöglichkeiten bietet.

Allerdings liefern *youth bulges* an sich keine guten Erklärungen für das Entstehen von Konflikten, schon gar nicht für Kriege und Bürgerkriege. Wie empirische Auseinandersetzungen mit den Thesen Heinsohns, Huntingtons u.a. gezeigt haben, fehlt es der Dramatisierung von *youth bulges* für kriegerische Konflikte schlichtweg an empirischer Substanz. So ist z.B. eine Untersuchung von Henrik Urdal (2004) über die Effekte von *youth bulges* im Hinblick auf mögliche Bürgerkriegskonflikte zwischen 1950 und 2000 zu dem Ergebnis gekommen, dass zwar ein hoher Anteil Jugendlicher an der Bevölkerung das Risiko eines bewaffneten Konflikts für einzelne Länder durchaus erhöht, dass es aber keinen kritischen Level gibt, jenseits dessen Länder besonders konflikthanfällig sind. Urdal hat zudem den *youth bulge* mit bestimmten Kontrollvariablen wie dem allgemeinen Entwicklungsniveau eines Landes, dem Regimotyp, bestimmten Wirtschaftsindikatoren in Beziehung gesetzt und herausgefunden, dass das Entwicklungsniveau eines Landes und wirtschaftliche Faktoren großen Einfluss auf die Konfliktrichtigkeit von *youth bulges* haben. Der Regimotyp spielt hingegen keine Rolle. Entscheidend ist auch, wie man die *youth bulge*-Variable operationalisiert: So variieren die Ergebnisse beträchtlich, wenn man den Anteil Jugendlicher mit der Gesamtbevölkerung statt der erwachsenen Bevölkerung in Beziehung setzt. Die Frage, wie genau *youth bulges* zur Konfliktneigung von Gesellschaften beitragen, bedarf also weiterer Untersuchungen. Die Rede von einem neuen, von *youth bulges* heraufbeschworenen Zeitalter der Unsicherheit, scheint jedoch weit übertrieben zu sein, auch wenn der Zusammenhang von einem hohen Anteil Jugendlicher und einer schlechten Wirtschaftsperformanz durchaus explosiv sein kann (Cincotta u.a. 2003; vgl. Brunborg/Urdal 2005).

Auch das „Berlin-Institut für Weltbevölkerung und globale Entwicklung“ kommt in seiner Untersuchung des Zusammenhangs der Altersstrukturen einer Bevölkerung und kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen 1950 und 2000 zu dem Schluss, dass eher mangelnde nachhaltige Entwicklung als *youth bulges* eine Ursache für Gewalt und Krieg ist. Es weist insbe-

sondere auf die Gefahr von Scheinkorrelationen hin, die Zusammenhänge plausibel erscheinen lassen, die es gar nicht sind. Die Untersuchung widerspricht der These, dass ein demographischer Faktor für die Kriegsgefahr zu erkennen ist, weil es nicht nur keine überproportionale Zunahme von Konflikten gegeben habe, sondern auch kein proportionaler Zusammenhang zwischen der Zahl der *youth bulge*-Nationen und der Entwicklung der Zahl der Kriege existiere. Schlüssige und kohärente Zusammenhänge im Sinne der Verfechter der *youth bulge*-Thesen zwischen einem kritischen hohen Jugendanteil und dem weltweiten Kriegsgeschehen sind also nicht zu erkennen. Die Studie kommt entsprechend zu dem Schluss: „Betrachtet man Kriege und demografische Entwicklung im Verlauf der letzten 50 Jahre, so zeigt sich, dass es nicht möglich ist, ein Frühwarnsystem für Kriege allein auf demografische Indikatoren zu stützen. Ganz offensichtlich liegen Konflikten eine ganze Reihe komplex vernetzter Ursachen zu Grunde.“ (Kröhnert 2004: 16) Neben der demographischen Zusammensetzung der Bevölkerung müssen etwa noch sozioökonomische, bevölkerungsgeographische, ethnische oder religiöse Indikatoren mitberücksichtigt werden, wenn man die Ursachen von kriegerischen Konflikten erforschen möchte. Unbestritten ist jedoch auch hier, dass *youth bulges* die sozioökonomischen Probleme Jugendlicher verstärken und über Prozesse relativer Deprivation ihre Gewaltneigung erhöhen können.

## 8. Feministische Erklärungen für Gewalt

In den unterschiedlich akzentuierten feministischen Theorieansätzen bilden die Kategorien Geschlecht, Geschlechterverhältnis bzw. *gender* das grundlegende analytische Instrumentarium, um die Herrschaft von Männern über Frauen begrifflich zu fassen (Becker/Kortendiek 2004; Heintz 2001; vgl. auch Bourdieu 2005). Formen und Inhalte dieses Herrschaftsverhältnisses sind vielgestaltig. Es wird thematisiert als

- Sexismus: Diskriminierungen aufgrund des Geschlechts,
- Patriarchat bzw. Patriarchalismus: männliche Herrschaft, die zunächst durch die Väter, später durch die Brüder ausgeübt wird,
- Androzentrismus: Männerzentriertheit der Welt,
- Phallogozentrismus: Zentriertheit des öffentlichen Lebens um phallische Rationalitäten.

Patriarchalische Herrschaftsverhältnisse, damit einhergehende Über- und Unterordnung sowie Sexismus bilden den Theorien zufolge ein komplexes Netz von Unterdrückung und Ausbeu-

tung, die in einzelnen feministischen Strömungen unterschiedlich gefasst wird (Holland-Cunz 2000): Im liberalen Feminismus wird die politische, rechtliche und sozioökonomische Ungleichbehandlung von Frauen in patriarchalischen Gesellschaften thematisiert und die menschenrechtlichen Versprechen der Moderne frauenspezifisch eingeklagt; der radikale Feminismus kritisiert die private Unterwerfung und öffentliche Ausgrenzung von Frauen und hält patriarchale Gesellschaften für nicht reformierbar; der sozialistische Feminismus kritisiert die Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen und zielt auf die Überwindung klassen- und geschlechtsspezifischer Herrschaft; der humanistische Feminismus stellt dagegen Gleichheitspostulate in den Mittelpunkt seiner Argumentationen und rückt die herrschaftliche, repressive Konstruktion von Weiblichkeit in das Zentrum seiner Kritik; der gynozentrische Feminismus setzt sich mit Geschlechterdifferenzen auseinander und kritisiert v.a. die hegemoniale Konstruktion sozialer Männlichkeit; dem postmodernen Feminismus geht es schließlich um die Überwindung aller dualistisch angelegten Geschlechterkonstruktionen und die Dekonstruktion essentialistischer Argumentationsstrategien. Gemeinsam ist den feministischen Theorien jedoch eine doppelte herrschaftskritische Perspektive: Es geht zum einen um die Kritik patriarchalischer Strukturen für gesellschaftliche Theorie und Praxis, und es geht zum anderen um antipatriarchale Entwürfe für die Gesellschaft und die Wissenschaft. In den meisten Theorien ergänzen sich deshalb Analyse und Normbildung wechselseitig.

Gewalt ist dabei lediglich eine weitere Facette männlich geprägter, gesellschaftlicher Herrschafts- und Unterdrückungsverhältnisse, die sowohl in den Formen direkter physischer Gewalt wie auch struktureller und symbolischer Gewalt in ihren Wirkungen und Folgen reflektiert wird. Feministische Theorieansätze zur Erklärung von Gewalt zeichnen sich durch einen doppelten Fokus aus: Zum einen thematisieren sie Gewalt als männliches Phänomen und fragen nach dessen Hintergründen und gesellschaftlichen Ursachen, zum anderen stellen sie die besondere Betroffenheit von Frauen und Mädchen heraus, denn eine Vielzahl von Gewaltarten richtet sich speziell gegen sie. Damit erweitern sie den Fokus herkömmlicher Gewaltanalysen und vermögen die Aufmerksamkeit auf bisher unterbelichtete Aspekte der Gewaltproblematik zu lenken. Das ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil die Vernachlässigung der Gender-Perspektive zu beträchtlichen Vereinseitigungen in der Auseinandersetzung mit Gewalt geführt hat.

Im Diskurs feministischer Theorien sind Frauen und Mädchen sowohl zahlenmäßig wie von der Schwere der Verletzungen her die „Haupt-Opfer“ von Gewalt: Vergewaltigung und sexu-

elle Nötigung, Gewalt in der Familie und im Haushalt sowie am Arbeitsplatz, FGM, Belästigungen und Anmache im öffentlichen Raum, sexistische Diskurse und Pornographie richten sich insbesondere gegen Frauen. Frauenhandel, Zwangsehen und Ehrenmorde sind weitere gewalttätige Praktiken, die nicht nur auf den inferioren Status vieler Frauen in der Dritten Welt hinweisen, sondern auch Frauenbilder prägen, die deren Unabhängigkeit und Gleichberechtigung nachhaltig unterminieren. Kulturelle Formen der Gewalt finden sich sodann in den Debatten über Abtreibungsgesetzgebungen und neuerdings auch über die Gen- und Reproduktionstechnologien.

Feministische Gewaltanalysen setzen sich nicht nur mit den üblichen Problemstellungen um den Begriff und das Phänomen auseinander, sondern sie sehen sich noch zusätzlichen Herausforderungen gegenüber: Sie müssen zum einen das überwiegende Zusammenfallen von gesellschaftlichen Überlegenheits- und Unterlegenheitsstrukturen mit den biologischen Geschlechtern auseinanderhalten, um die individuelle Situation von Männern und Frauen nicht zu übersehen; sie müssen zum anderen die Kategorien Klasse und Rasse als zum Geschlechterverhältnis querliegende Kategorien in ihren Auswirkungen berücksichtigen; schließlich gilt es, die besondere Verquickung des privaten und gesellschaftlichen Bereichs sowie die Verbindung von Sexualität und Emotionalität mit Gewalt zu berücksichtigen. Nicht zuletzt wäre darauf hinzuweisen, dass selbst in den Bereichen, in denen Gewalt sowohl gegen Männer wie auch Frauen gerichtet ist, es unterschiedliche Auswirkungen von Gewalt auf die Geschlechter gibt und Frauen häufig anders – schwerwiegender – von Gewalt betroffen sind als Männer (Kohner/Pühl 2003; Lamnek/Boatca 2003).

Da Gewalt in den meisten feministischen Analysen ein männliches und als solches v.a. gegen Frauen gerichtetes Phänomen ist, stellen die entsprechenden Theorien explizit oder implizit Fragen danach,

- welchen Stellenwert die Gewalt im Rahmen patriarchalischer Herrschaftsverhältnisse einnimmt,
- warum Gewalt ganz überwiegend von (jungen) Männern ausgeübt wird,
- warum und wie gesellschaftliche Strukturen Gewalt (gegen Frauen) hervorbringen,
- warum in den unterschiedlichen Gesellschaften ein so hohes Gewaltmaß toleriert oder akzeptiert wird, und
- wie dies mit den unterschiedlichen Geschlechterrollen und Sozialisationsprozessen sowie der Prägung sämtlicher Institutionen durch Männer zusammen hängt.

Generell gilt dabei zunächst, dass geschlechtsspezifische Gewalt als interessengeleitetes Machthandeln von (ganz überwiegend männlichen) Gewaltakteuren oder als kulturell bedingtes Phänomen aufgefasst wird; immer geht es jedoch um die Festigung von dominanten Positionen und Kontrollansprüchen gegenüber Frauen und Mädchen. In jedem Gewalthandeln bzw. in jedem Gewaltakt spiegeln sich somit gesellschaftliche Machtverhältnisse, patriarchalische Strukturen und Geschlechterhierarchien – insbesondere der inferiore Status von Frauen und Mädchen in einer Gesellschaft – wider. Die einzelnen Gewaltarten werden als Teil interdependenter Gewaltdynamiken verstanden, die in je spezifische Formen der Gesellschaftsorganisation wie in dazugehörige spezifische Legitimationsmuster eingebunden sind. Gewalt ist immer dann ein probates Mittel, wenn es darum geht, die Ansprüche auf individuelle und kollektive Selbstbestimmung der Frauen abzuwehren und die männliche Vorherrschaft zu sichern.

Dass Gewalt ganz überwiegend von jungen Männern ausgeübt wird, muss in geschlechterspezifischer Perspektive nicht unbedingt bedeuten, dass sie als triebgesteuerte, irrationale Aggression zu verstehen ist, die mit männlichen Veranlagungen oder genetischen Codes zu tun hat. Gewalt gegen Frauen und Kinder ist vielmehr Ausdruck gesellschaftlich patriarchalischer Machtstrukturen, sie dient dazu, Geschlechterhierarchien aufrecht zu erhalten und zu bekräftigen und die „natürliche“ Über- und Unterordnung der Geschlechter festzuschreiben. In der Gewalt drücken sich Verfügungs- und Bemächtigungsd dispositionen aus, die den Frauen das Private als Orte weiblicher Lebenszusammenhänge zuweisen (Haus- und Familienarbeit), die öffentliche Sphäre dagegen für Männer reservieren. In den unmittelbar kriminellen Gewaltakten können Frustrationen und enttäuschte Erwartungen ebenso zum Ausdruck kommen wie das Ausleben von Männlichkeitsbildern und -normen, sofern sie auf Dominanz und Gewaltbereitschaft aufbauen.

In den feministischen Theorien werden patriarchalische Gesellschaftsordnungen per se als gewaltdurchsetzt wahrgenommen. Dabei kommt Gewalt in allen ihren Varianten und Spielarten zum Ausdruck: In den Ungleichheits- und Über- bzw. Unterordnungsverhältnissen drücken sich zunächst strukturelle Gewaltverhältnisse aus. Sie sind in gesellschaftliche Strukturen eingelagert und sorgen für dauerhafte Benachteiligungen, Ausgrenzungen und Diskriminierungen von Frauen und Mädchen, die nur langfristig zu überwinden sind. In Zeiten universeller Menschenrechte und Gleichberechtigungsdiskurse sorgt strukturelle Gewalt für die

Abwehr weiblicher Emanzipationsansprüche und die Bekräftigung männlicher Vormachtstellungen, ohne dass dies ausdrücklich begründet oder legitimiert werden muss. Androzentrische Weltbilder und patriarchalische Tiefenstrukturen erscheinen damit unhinterfragbar und unveränderbar. Kulturelle Gewalt sorgt sodann für die Legitimierung von Gewaltordnungen, indem sie die real vorfindliche Gewalt beschönigt, bagatellisiert oder beschweigt, das Sprechen darüber tabuisiert, und nach deren Thematisierung häufig den Opfern die Schuld dafür zuweist. Kulturelle Gewalt lässt bestimmte Formen der Gewalt nicht mehr als solche erscheinen, macht sie damit unsichtbar und unbearbeitbar. Schließlich erwachsen aus den Dominanz- und Herrschaftsstrukturen der Gesellschaft auch die vielfältigen Formen der direkten Gewalt gegen Frauen, die mit Machtansprüchen und Gehorsamserwartungen zusammen hängen, Verfügungsgewalt und Kontrolle sicherstellen oder einfach nur Verletzen und Unterdrücken wollen.

Dass Gewalt gegen Frauen und Mädchen in den meisten patriarchalisch strukturierten Gesellschaften in hohem Maße akzeptiert wird, erklären die feministischen Theorien vor allem mit den kulturellen Codes, patriarchalischen Tiefenstrukturen und der absoluten Vorherrschaft männlicher Werte und Normen. In den meisten Entwicklungsländern sind sowohl die Bewertungsmaßstäbe dessen, was als Gewalt gilt, durchgängig von Männern bestimmt, wie auch die öffentlichen Diskurse über Gewalt Ausdruck einer männlichen Dominanzkultur. Da Männer in hohem Maße Täter seien und Frauen Opfer, hätten sie keinerlei Interesse daran, ihre sich auch über Gewalt durchsetzende Vorherrschaft in Frage stellen zu lassen. Dazu dienen nicht zuletzt staatliche Strukturen, von denen Feministinnen sagen, dass sie männerbündisch strukturiert seien, sich in ihnen „Männlichkeit als System“ verkörpere und „sedimentierte männliche Lebenserfahrungen“ zum Ausdruck kämen.

Gewalt hängt nicht zuletzt mit unterschiedlichen Geschlechterrollen und Sozialisationsprozessen zusammen. Jugendliche und junge Männer lernten durch die patriarchalischen Strukturen und androzentrischen Weltbilder schnell, sich durchzusetzen und dies gegebenenfalls auch unter Einsatz von Gewalt zu tun. Ein ausgeprägter *machismo* und andere Maskulinitätsvorstellungen wie auch bestimmte Männlichkeitskonstruktionen (in Zusammenhang mit Verletzungen, Ehre, Rache) sorgen dafür, dass Gewalt gelernt oder anerzogen wird. Jungens wissen in der Regel nicht nur frühzeitig, sich in Verteilungskämpfen und Machtspielen durchzusetzen, und Konkurrenzdenken und Überlegenheitsgesten sind ihnen vertrauter als Mädchen und jungen Frauen, sondern Gewalt macht auch Männer. Diese Art der Sozialisation mit dem

Hineinwachsen in unterschiedliche Geschlechterrollen wird schließlich durch männlich dominierte gesellschaftliche Institutionen bekräftigt und befördert, so dass ihnen Gewaltausübung insgesamt viel näher ist als den jungen Frauen.

Feministische Theorien beschäftigen sich also v.a. mit den aus patriarchalisch strukturierten, auf Geschlechterungleichheiten basierenden Formen der Ausgrenzung, Unterdrückung und Diskriminierung von Frauen als Gewalt. In ihren Theorien geht es ihnen immer auch um die Entwicklung (männer)herrschaftsfreier gesellschaftlicher Alternativen. Dagegen hat die Auseinandersetzung mit direkter physischer Gewalt bislang einen eher randständigen Stellenwert, eine feministische Gewalttheorie im engeren Sinne gibt es nicht. Andere Themen, wie die Gewalt von Frauen gegen Männer oder von Frauen gegen Kinder, sind dagegen – mit wenigen Ausnahmen – nach wie vor tabuisiert oder werden in ihrer Relevanz gegenüber dem patriarchalisch strukturierten Gewaltkomplex bestritten.

## V. Bekämpfungsmöglichkeiten von Jugendgewalt

Im vorhergehenden Text dürfte deutlich geworden sein, dass die Gewalt von Kindern und Jugendlichen nicht nur ein sehr komplexes Problemfeld ist, sondern Jugendgewalt auch sehr vielfältige Ursachen hat, je nachdem welche Form sie annimmt und um welchen Typus es sich handelt. Entsprechend kompliziert stellen sich die Bekämpfungsmöglichkeiten dar. Diese lassen sich zunächst einmal danach unterscheiden, auf welcher Ebene sie ansetzen (Mikro-, Meso- oder Makroebene), sodann danach, wann bzw. zu welchem Zeitpunkt die Intervention erfolgt (vor, während oder nach dem Ausbruch der Gewalt). Schließlich ließen sich die einzelnen Maßnahmen auch dahingehend differenzieren, ob sie direkt auf das Individuum ausgerichtet sind oder auf sein sozioökonomisches und kulturelles Umfeld zielen. Nicht zuletzt wäre zu berücksichtigen, dass aufgrund der unterschiedlichen Entwicklungsstufen von Kindern und Jugendlichen ein altersspezifisches Vorgehen geboten ist. Der Gewalt Jugendlicher wird insbesondere dann effektiv begegnet werden können, wenn einzelne Maßnahmen und Programme nicht nur auf der individuellen Ebene ansetzen und kognitive und behavioristische Faktoren in den Blick nehmen, sondern auch gesellschaftliche Faktoren in Betracht gezogen werden, die individuelle Verhaltensweisen immer auch formen. Im folgenden werde ich die möglichen Auseinandersetzungen mit Jugendgewalt anhand von drei verschiedenen Berei-

chen aufzeigen, in denen sich die zuvor genannten Ebenen in unterschiedlichem Umfang wiederfinden.

### *Präventions- und Interventionsmaßnahmen*

Es ist unmittelbar einleuchtend, dass die beste Strategie im Umgang mit Gewalt darin besteht, ihre Bedingungen und Hintergründe dann zu bekämpfen, wenn die Gewalt selbst noch nicht virulent geworden ist. Darauf zielt eine Fülle von Präventionsmaßnahmen ab, die auf unterschiedlichen Ebenen ansetzen und in denen es zunächst einmal um die Diskreditierung und Delegitimierung von Gewalt als einer Handlungsstrategie oder Option geht (Gugel 2006). Hierzu zählen Programme der Vorschulerziehung, in denen Kindern bereits die notwendigen Schutzfaktoren gegen Gewalt beigebracht (z.B. Stärkung sozialer Bindungen, Erhöhung des Selbstwertgefühls, Empathie) und sie mit Fähigkeiten und Eigenschaften ausgestattet werden, die sie später weniger anfällig für gewaltsame Verhaltensweisen machen sollen. Andere Programme zielen darauf, antisoziales und aggressives Verhalten von Kindern und Jugendlichen durch die Erhöhung sozialer Kompetenzen zu vermindern und dadurch freundliche und kooperative Verhaltensweisen im Umgang mit *peer groups* und Erwachsenen zu ermöglichen. Solche Programme sind etwa darauf ausgerichtet, mit Ängsten umgehen zu lernen, Verhaltensänderungen einleiten zu können, soziale Perspektivenübernahme zu fördern, moralische Entwicklung und *soft skills* zu stärken sowie Problemlösungs- und Konfliktbearbeitungskompetenzen zu erlangen.

Sodann können Kindergärten und Schulen generell durch eine stärkere friedenspädagogische Ausrichtung die Diskreditierung und Delegitimierung von Gewalt vorantreiben und Zivilcourage fördern. Im Umgang mit Gewalt ist gerade die Rolle von Bildung und Erziehung fundamental, nicht nur weil sie notwendige Kenntnisse und Fähigkeiten im konstruktiven Umgang mit Konflikten vermitteln kann und ein höheres Bildungsniveau in der Regel gewaltmindernd wirkt, sondern weil sie die Voraussetzungen dafür sind, später in die Arbeitswelt integriert zu werden und einen befriedigenden Beruf ausüben zu können. Eine gute Erziehung und Ausbildung stellen eine wesentliche Voraussetzung für eine angemessene Partizipation und soziale Integration im Erwachsenenalter sicher.

Andere Maßnahmen zielen insbesondere auf sogenannte Risikofaktoren und die Verbesserung der Möglichkeiten Jugendlicher im Umgang mit solchen Risiken. Hier geht es beispielsweise

um Programme zur Vermeidung unerwünschter Schwangerschaften, um eventuellen Kindesmisshandlungen und späteren Gewaltkarrieren vorzubeugen; eine verbesserte prä- und postnatale Versorgung und Betreuung von jungen Mädchen; um Anreize für gewaltanfällige Jugendliche zur Fortsetzung des Schulbesuchs oder um Hilfen zum Berufseinstieg für unterprivilegierte Jugendliche und junge Erwachsene.

Dagegen haben sich individuelle Beratungsstrategien von Jugendlichen, Trainings im sicheren Umgang mit Waffen, Kontakte mit Gefängnisinsassen, die dann über die Brutalität des Lebens hinter Gittern berichten und abschreckenden Wirkungen zeigen sollen, von Unterbringungen in psychiatrischen Anstalten oder Heimen oder Informationsprogramme über Drogenmissbrauch als weitgehend wirkungslos im Kampf gegen Gewalt erwiesen.

Ein anderes Bündel von Präventionsmaßnahmen zur Bekämpfung von Jugendgewalt zielt dagegen eher auf die Art der Beziehungen, die junge Leute in der Regel mit anderen haben, ab. In den diesbezüglichen Programmen geht es u.a. um fehlende emotionale Bindungen zwischen Eltern und Kindern, um den schädlichen Einfluss von *peer groups* und das Fehlen starker Bindungen an verantwortliche Erwachsene. Familienorientierte Strategien dieser Art sind etwa Hausbesuche in Problemfamilien, Trainingsprogramme für den liebe- und verantwortungsvollen Umgang der Eltern mit Kindern, Mentorenprogramme zum Erlernen positiver Erwachsenenrollen oder therapeutische Ansätze, die auf die Verbesserung der Kommunikationsfähigkeit der Eltern und deren Problemlösungskompetenzen abzielen. Sog. home-school-partnerships können den Verpflichtungscharakter der Eltern gegenüber ihren Kindern erhöhen und tragen so u.U. zu einem reibungsloseren Übergang in das Erwachsenenalter bei. Dagegen haben sich Versuche, über die *peer groups* auf Jugendliche Einfluss zu nehmen oder diese gar in ihren Verhaltensformen zu ändern, als wenig effektiv erwiesen.

Präventive Interventionen auf der Gemeindeebene zielen insbesondere darauf ab, das soziale Umfeld von Jugendlichen zu beeinflussen. Auf dieser Ebene geht es zum einen um Sicherheitsaspekte und polizeiliche Maßnahmen, zum anderen um die infrastrukturelle Ausstattung auf lokaler Ebene. So wird in vielen Teilen der Welt etwa eine problemorientierte Überwachung von Plätzen und Gegenden durch die Polizei oder durch Bürgerwehren und die striktere Anwendung von Gesetzen als vielversprechend betrachtet, um Jugendgewalt und kriminelle Aktivitäten einzudämmen. Eine andere Strategie auf lokaler Ebene zielt darauf, die Verfügbarkeit von Alkohol und Waffen für Jugendliche einzudämmen. Insbesondere eine strikte

Kleinwaffenkontrolle ist in Bezug auf die Anzahl schwerer Verletzungen und Tötungsdelikte effektiv. Außerschulische Aktivitäten wie Sport- und Spielmöglichkeiten und künstlerisches Engagement können dazu beitragen, dass Jugendliche Anerkennung über konstruktive Aktivitäten in *peer groups* und Freundeskreisen bekommen. Dazu bedarf es in der Regel geeigneter Räumlichkeiten. Dort, wo infrastrukturelle Einrichtungen für solche Aktivitäten fehlen oder entsprechende Orte hohe Risiken bergen, weil etwa gewalttätige Banden oder gewaltbereite Jugendliche ihr Unwesen treiben, oder Erlebnisarmut und Langeweile alltäglich sind, steigen Frustrationserfahrungen und Gewaltneigungen an. Weitere nützliche Maßnahmen auf kommunaler Ebene müssen in der Verfügbarkeit von Vorschuleinrichtungen und Kindergärten, verbesserten Schulausstattungen und der Sicherung von Schulwegen gesehen werden. Die Verbesserung der Lebensqualität in einem Viertel ist also durchaus von Bedeutung, wenn es darum geht, die Gewaltneigung Jugendlicher einzudämmen.

Auf der gesellschaftlichen Ebene gibt es die am wenigsten spezifischen Maßnahmen zur Prävention von Jugendgewalt. Hier kommt es gleichwohl darauf an, soziale und kulturelle Strukturen und eine gewaltförderliche Umwelt zu verändern, um sozioökonomische Entwicklungsbarrieren zu beseitigen oder überkommene, Gewalt befördernde kulturelle Normen und Wertvorstellungen zu verändern. An erster Stelle ist dabei an Programme zur Armutsbekämpfung, zur Reduktion sozialer und Einkommensungleichheiten, für eine größere Sozialstaatlichkeit und sozialen Ausgleich zu denken. Sodann geht es auch um die Verringerung von Armutskonzentrationen in städtischen Agglomerationen und eine ausgeglichene soziale Durchmischung von Wohnvierteln. Vergleichsweise geringe soziale Ungleichheiten und eine größere soziale Sicherheit sind effektive Schutzmechanismen gegen ein Abgleiten in Gewalt. Gesellschaftlich reguliert werden kann auch der Zugang zu und der Besitz von Waffen. Restriktive Lizenzvergaben und strenge Kriterien, wer überhaupt Waffen besitzen darf, tragen eindeutig zur Eindämmung von Gewalt bei. Andere Strategien auf der gesellschaftlichen Ebene bestehen etwa in öffentlichen Informations- und Aufklärungskampagnen, um pro-soziales Verhalten zu vermitteln, in der Bekämpfung von überbordender Gewalt in den Medien, in Aktivitäten und Politiken, welche die negativen Auswirkungen raschen sozialen Wandels abmildern, sowie in institutionellen Reformen des Erziehungs- und Bildungssystems.

Tableau 2: Mögliche Gewaltpräventionsstrategien nach Entwicklungsstadium und Kontext

| <b>Ecological Context</b>         | <b>Adolescents (12-19 years)</b>   | <b>Early adulthood (20-29 years)</b>   |
|-----------------------------------|--|--|
| Individual                        | <p>Social development programmes (a)</p> <p>Providing incentives for youth at high risk for violence to complete secondary schooling (a)</p> <p>Individual counselling (b)</p> <p>Probation or parole programmes that include meetings with prison inmates describing the brutality of prison life (b)</p> <p>Residential programmes in psychiatric or correctional institutions (b)</p> <p>Programmes providing information about drug abuse (b)</p> <p>Academic enrichment programmes</p> <p>Training in the safe use of guns (b)</p> <p>Programmes modeled on basic military training (b)</p> <p>Trying young offenders in adult courts (b)</p> | <p>Providing incentives to pursue courses in higher education</p> <p>Vocational training</p>   |
| Relationship (e.g. family, peers) | <p>Mentoring programmes (a)</p> <p>Peer mediation or peer counselling (b)</p> <p>Temporary foster care programmes for serious and chronic delinquents</p> <p>Family therapy (a)</p>  | <p>Programmes to strengthen ties to family and jobs, and reduce involvement in violent behaviour</p>   |
| Community                         | <p>Creating safe routes for youths on their way to and from school or other community activities</p> <p>Improving school settings, including teacher practices, school policies and security</p> <p>Extracurricular activities</p> <p>Gang prevention programmes (b)</p> <p>Training health care workers to identify and refer youths at high risk of violence</p> <p>Community policing</p> <p>Reducing the availability of alcohol</p> <p>Improving emergency response, trauma care and access to health services</p> <p>Buying back guns (b)</p>  | <p>Establishing adult recreational programmes</p> <p>Community policing</p> <p>Reducing the availability of alcohol</p> <p>Improving emergency response, trauma care and access to health services</p> <p>Buying back guns (b)</p> |

|          |  |  |
|----------|--|--|
| Societal | Deconcentrating poverty<br>Reducing income inequality<br>Public information campaigns<br>Reducing media violence<br>Enforcing laws prohibiting illegal transfers of guns to youth<br>Promoting safe and secure storage of firearms<br>Strengthening and improving police and judicial systems<br>Reforming educational systems | Deconcentrating poverty<br>Reducing income inequality<br>Establishing job creation programmes for the chronically unemployed<br>Public information campaigns<br>Promoting safe and secure storage of firearms<br>Strengthening and improving police and judicial systems |
|----------|--|--|

a) Demonstrated to be effective in reducing youth violence or risk factors for youth violence

b) Shown to be ineffective in reducing youth violence or risk factors for youth violence

(WHO: World Report on Violence and Health, S. 43)

### *Der Beitrag internationaler Organisationen*

Aber nicht nur gesellschaftliche Einrichtungen sind für die Prävention und Bekämpfung von Jugendgewalt verantwortlich, auch internationale Organisationen haben Überlegungen angestellt, wie mit dem Phänomen Jugendgewalt umgegangen werden kann. Sie haben spezifische Programme entwickelt, um z.B. die Reintegration von Kindern und Jugendlichen nach Bürgerkriegen zu fördern oder die Wiedereingliederung delinquenter Jugendlicher in die Gesellschaft zu ermöglichen. Da die Programme im einzelnen sehr komplex sind, sollen an dieser Stelle lediglich die grundlegenden Hintergrundannahmen vorgestellt werden, um zu verdeutlichen, aus welcher Perspektive sich internationale Organisationen mit der Jugendgewalt auseinandersetzen und mittels welcher Maßnahmen sie ihr begegnen wollen. Dabei lassen sich drei Ansätze differenzieren, die alle ihre eigenen Charakteristika aufweisen, aber sich auch gegenseitig ergänzen (Kemper 2005). Es handelt sich dabei um den rechte-basierten Ansatz, den ökonomischen Ansatz und den soziopolitischen Ansatz.

Der rechte-basierte Ansatz geht davon aus, dass Kinder und Jugendliche auch in abträglichen gesellschaftlichen Situationen wie Gewaltkonflikten und Bürgerkriegen unverbrüchliche Rechte besitzen. Die moralische Verpflichtung, sie zu schützen, ergibt sich in dieser Perspektive aus dem allgemeinen Glauben, dass Kinder und Jugendliche unter Konfliktsituationen am meisten leiden, dass sie in der Regel unschuldig und einem Gewaltgeschehen relativ schutzlos

ausgeliefert sind, und dass ihr Wohlbefinden im Interesse aller liege. Im Ergebnis zielt dieser Ansatz auf die Erfüllung kindlicher und jugendlicher Bedürfnisse, insbesondere die Gewährleistung von menschlicher Sicherheit, ab. Die UN-Konvention über die Rechte der Kinder ist das Dokument, das am weitesten gehenden diese Schutzrechte für Kinder und Jugendliche formuliert. Kinder und Jugendliche gelten hier als eigenständige Subjekte mit eigenen schutzwürdigen Rechten. Dem rechte-basierten Ansatz geht es darum, aus verletzlichen und unschuldigen Opfern eigenständige soziale Akteure zu machen, und er versucht dies über gesetzliche Normen und internationale Konventionen zu erreichen. Auch wenn ein Großteil der Länder die UN-Kinderkonvention unterzeichnet hat, brechen sich die normativen Maßstäbe der Konvention mit ihren unverbrüchlichen Rechten jedoch häufig an einer sozialen Realität, die der Verwirklichung dieser Rechte diametral entgegen steht: In politischen Konflikt- und wirtschaftlichen Krisensituationen erweisen sich die Rechte häufig als ineffektiv, sie können zwar moralisch eingeklagt, aber in der Regel nicht durchgesetzt werden – auch wenn Organisationen wie UNICEF immer wieder darauf drängen, die Rechte von Kindern und Jugendlichen zu respektieren. Weitere Schwächen des rechte-basierten Ansatzes können darin gesehen werden, dass er nicht zwischen Konflikt- und Postkonfliktsituationen unterscheidet und bewusstes gewalttätiges Handeln von Jugendlichen nicht einbezieht. Nach gewalttätigen Auseinandersetzungen hat die Reintegration der Kinder und Jugendlichen in ihre Familien oberste Priorität. Dort genießen sie noch den weitest gehenden Schutz gegen Übergriffe von Banden, Ex-Kombattanten und *warlords*. Gleichwohl hängt ihr Wohlergehen hier zum einen von der sozialen Situation der Familien ab, in die sie zurück kehren, zum anderen von den Verarbeitungsmöglichkeiten ihrer Gewalterfahrungen, die sich sehr unterschiedlich auf die weitere persönliche Entwicklung auswirken können. Der rechte-basierte Ansatz postuliert unverbrüchliche Rechte für Kinder und Jugendliche, ohne die desintegrative gesellschaftliche Situation oder fragmentierte Staatlichkeit zu berücksichtigen. Bürgerkriege etwa beeinflussen nicht nur die Fähigkeit des Staates, menschliche Sicherheit zu gewährleisten, sondern sie führen auch zur Veränderung der Identität von Jugendlichen und des Verständnisses von Kindheit. Der rechte-basierte Ansatz ist deshalb in Prä- und Postkonfliktsituationen am brauchbarsten, weil mit ihm die Rekrutierung von Kindern und Jugendlichen für Gewalt vermieden oder später den Kindern und Jugendlichen ihre Würde zurück gegeben werden kann.

Der ökonomische Ansatz sieht dagegen Jugendliche v.a. als wirtschaftliche Akteure, die mehr oder weniger rational ihre Interessen verfolgen und dabei dem Angebot und der Nachfrage von Märkten folgen. Ob sie Gewalttäter werden, sich für Bürgerkriegsarmeen rekrutieren las-

sen oder einer geregelten Arbeit nachgehen, hängt demnach von ihren ökonomischen Interessenkalkülen und Verdienstmöglichkeiten ab. Im ökonomischen Ansatz stehen deshalb „objektive“ Variablen wie Organisation, Interessen, Ressourcen, Möglichkeiten und Strategien im Vordergrund. Bürgerkriege entstehen in dieser Perspektive weniger durch soziale Notlagen und den Protest dagegen, sondern durch die Gier und Habsucht einzelner, die soziale Notlagen und Frustrationen geschickt ausbeuten. Hier geht es letztlich weniger darum, welche Auswirkungen Kriege auf Jugendliche haben, sondern darum, welche Wirkungen Jugendliche auf den Krieg haben. Da Jugend dabei als ausbeutbare aggressive Ressource erscheint, ist es das Ziel des ökonomischen Ansatzes, aus ihr einen rationalen ökonomischen Akteur zu machen. Die hohe Jugendarbeitslosigkeit und die Existenz eines großen Anteils junger Menschen an der Gesamtbevölkerung (*youth bulge*) sind weitere Aspekte, die für den ökonomischen Ansatz ein Anlass zur Besorgnis sind. Dafür ist nicht nur das ungenutzte Arbeitspotenzial und die Verschwendung menschlicher Ressourcen Ausschlag gebend, sondern mehr noch der Zusammenhang mit der Gewaltbereitschaft Jugendlicher. Ein hoher Anteil von arbeitslosen jungen Leuten birgt ein hohes Risiko für politische Gewalt, weil Jugendliche dann leichter für radikales Gedankengut anfällig werden. Die Unfähigkeit der Arbeitsmärkte, die neu hinzukommenden Personen aufzunehmen, macht es dem Staat wiederum leichter, sie für Gewalteinsetze zu gewinnen. Auch wenn der genaue Nexus zwischen den illegalen und kriminellen Aktivitäten junger Menschen und der Arbeitslosigkeit letztlich ungeklärt bleibt, betont z.B. die Weltbank diesen Zusammenhang und sieht in der demographischen Entwicklung und den sich daraus ergebenden Arbeitsmarktproblemen schwerwiegende Bedrohungen. Die Programme der Weltbank, aber auch der ILO, zielen v.a. auf die arbeitslosen Jugendlichen, weil sie in ihrer sozialen Lage ein besonderes Risiko für Friedensprozesse darstellen. Es geht ihnen darum, ökonomische Anreize für die Jugendlichen zu schaffen, ordentlichen Tätigkeiten nachzugehen, die sozioökonomische Reintegration der Jugendlichen zu fördern, sie in Trainingsprogramme auf einkommensgenerierende Aktivitäten vorzubereiten oder Bildungs- und Erziehungsrückstände zu beseitigen, damit sie schließlich Gewalt nicht mehr als eine Option für die Bestreitung ihres Lebensunterhalts betrachten. Der ökonomische Ansatz strebt deshalb letztlich andere Wertevorstellungen und Wertehierarchien der Jugendlichen an. Wenn er auch manche Einseitigkeit der *youth bulge*-Theorien teilt, so ist der ökonomische Ansatz doch in der Lage, den Wunsch der Jugendlichen nach Wertschätzung und Inklusion in konkrete Maßnahmen und Hilfestellungen zu übersetzen. Die einzelnen Maßnahmen lassen sich in der Regel kurzfristig umsetzen. Zusammen mit einer „richtigen“ Wirtschaftspolitik kann er zu einer Reduzierung jugendlicher Bedrohungspotenziale führen und über deren Integration in die Ar-

beitsmärkte zur gesellschaftliche Stabilität beitragen. Das eigentliche Ziel der Maßnahmen ist dabei die Erreichung von Stabilität – wobei allerdings deren Bezug zu sozialer Gerechtigkeit und Menschenrechten unexpliziert bleibt.

Der soziopolitische Ansatz ist dagegen eher langfristig angelegt und sein Ziel ist die Versöhnung nach Bürgerkriegen oder die Rezivilisierung nach Gewaltakten. Diese Perspektive setzt an der Selbstwahrnehmung der Jugend und ihrer Beziehung zur *civil society* an. Es geht dabei weder um normative Zuschreibungen an die Jugendlichen noch um ihren Wert in Kriegsökonomien oder für Banden oder den vermeintlichen Schaden für eine Volkswirtschaft, sondern darum, die Belange und Wünsche der Jugendlichen Ernst zu nehmen und sie in der Ausführung eigener Ideen zu unterstützen. Gesellschaften sollen mit und durch die Jugend wieder reintegriert werden. Das langfristige Interesse an Frieden und Gewaltfreiheit kann dabei nur dann umgesetzt werden, wenn man den Jugendlichen ermöglicht, ihren destruktiven Umgebungen zu entkommen und adäquaten Ersatz auch für jene Erfahrungen schafft, die mit der Involvierung in Gewalt für unterprivilegierte Individuen verbunden sind (hoher sozialer Status, Kameradschaft, Überlegenheitsgefühle). Kurz: Aus *spoilers* müssen *peace builder* werden. Der soziopolitische Ansatz nimmt an, dass die Exklusion von Jugendlichen nach Gewaltkonflikten früher oder später zur Desintegration der Gesellschaft führen wird. Die Jugend sei somit ein guter Seismograph für die gesamte Gesellschaft. Weiterhin geht der Ansatz davon aus, dass die Jugendlichen ihre schon erworbenen Fähigkeiten lieber in den Dienst des Friedens als der Gewalt stellen wollten, sofern ihnen nur Möglichkeiten dazu eröffnet würden. Mit dieser idealisierenden Sichtweise blendet er allerdings das negative Potenzial der Jugend aus: Die Herausforderung von Autorität und Unabhängigkeitsstreben sind typische Jugendphänomene, die ganz unterschiedlich instrumentalisiert werden können. Die Jugend muss deshalb in jedem Fall als konstitutive Kraft für den Frieden betrachtet werden, weil sie entweder friedliche Verhältnisse fördert oder gefährdet. Gerade die besondere Lebensphase, in der sich die Jugendlichen befinden, legt deshalb andere Politiken und programmatische Antworten nahe. In der Perspektive dieses Ansatzes müssen die Jugendlichen in ihren Organisationen und Gesellungsformen so unterstützt werden, dass sie der Gewalt abschwören und zugleich Konfliktbearbeitungsfähigkeiten heraus bilden, die zu Kooperation statt zu Konfrontation mit anderen Mitgliedern der Gesellschaft führt. Der soziopolitische Ansatz, der etwa von Organisationen wie der GTZ, SFCG, UNDP und WCRWC verfochten wird, besitzt also eine jugendzentrierte Perspektive, deren langfristiges Ziel es ist, die sozialen Beziehungen unter den Jugendlichen und zwischen ihnen und der Welt der Erwachsenen auf der persönlichen,

familiären, kommunalen und institutionellen Ebene zu verändern. Der soziopolitische Ansatz fördert die Versöhnung und Verfriedlichung der Jugend, indem er gegen die Marginalisierung junger Menschen kämpft und ihre Integration in gesellschaftliche Strukturen (z.B. Clubs, Netzwerke) fördert. Auch wenn dabei Gefahren der Überforderung durch Verantwortungsübertragungen oder ein stärker artikuliertes Unbehagen an bestehenden Führungsstrukturen die Folge sein kann, so dürfte der soziopolitische Ansatz langfristig der effektivste sein, wenn es darum geht, gewalttätige Jugendliche in die Gesellschaft zu reintegrieren oder Gesellschaften nach Bürgerkriegen zu integrieren.

Tableau 3: Drei Ansätze gegenüber Jugendlichen im Übergangsprozess von Krieg / Gewalt zu friedlichen Verhältnissen

|  | <b>Rights-based Approach</b>   | <b>Economic Approach</b>  | <b>Socio-Political Approach</b>   |
|--|--|---|---|
| <b>Optimal Period</b>                  | Prevention   | Short Term  | Long Term   |
| <b>Objective</b>                       | Human Security   | Stability   | Reconciliation  |
| <b>Target Group</b>                    | Children (less than 18 years of age)   | Youth (15 to 24 years)  | Flexible (responsive to self-perception and socio-cultural context)                             |
| <b>Role of Youth (Characteristics)</b> | Victim (vulnerable, innocent)<br><br>Social actor (adaptable, resilient)               | Exploitable Resource (aggressive, greedy)<br><br>Economic actor (resourceful, rational)           | Spoiler (frustrated, excluded)<br><br>Peace builder (transformable, active)                     |
| <b>Instruments</b>                     | Legal norms and conventions  | Economic policies on micro/macro level  | Participatory approaches  |
| <b>Typical Programs (Selection)</b>    | Reintegration into families; human rights advocacy; psychosocial work; basic education | Socio-economic integration; vocational training; income-generating activities; catch-up education | Participatory surveys; support of youth activities; organizations and networks; peace education |
| <b>Typical Actors (Selection)</b>      | Save the Children, UNICEF  | ILO, World Bank   | GTZ, SFCG, WCWRC, UNDP  |

(Y. Kemper: Youth in War-to-Peace Transitions, S. 5)

Heute wird vielfach davon ausgegangen, dass die drei Ansätze sich kombinieren und integrieren lassen und sie eigentlich komplementär zueinander sind. Alle drei können nämlich auf unterschiedlichen Ebenen wichtige Maßnahmen und Strategien im Umgang mit gewalttätigen oder gewaltbereiten Jugendlichen beisteuern. Zusammen genommen stellen sie einen effektiven Schutzmechanismus gegen desintegrative Tendenzen bei Jugendlichen dar bzw. ermöglichen eine gelingende Integration in die Gesellschaft. Auf der Grundlage des rechtebasierten

Ansatzes müssen Erziehung und Bildungsangebote verbessert werden, um friedliche Leitwerte in der Gesellschaft zu etablieren und Gewalt zu delegitimieren. Die soziopolitische Integration von Jugendlichen kann sodann mittels spezieller Programme gefördert werden. Zivile Alternativen zur Gewalt lassen sich insbesondere dann erfolgreich umsetzen, wenn Jugendliche eine grundlegende berufliche Perspektive haben und ein gewisses Einkommen über ordentliche Betätigungsfelder erzielen können. Geht die Gewalt über die Gruppenebene hinaus und tangiert sie die Gesellschaft als Ganze (Bürgerkriege, Aufstände etc.), dann bedarf es nicht nur einer spezifischen Aufarbeitung der Vergangenheit und einer Versöhnung und Annäherung der Konflikt- oder Kriegsparteien, sondern auch besonderer Reintegrationshilfen für Jugendliche und Kinder (beispielsweise im Rahmen von DDR), um sog. *lost generations* zu vermeiden.

### *Repressionsstrategien*

Präventive und kurative Interventionen in Gewalthandlungen und spezifische, auf die direkte oder indirekte Eindämmung von Gewalt zielende Programme sind jedoch nur zwei Möglichkeiten des Umgangs mit Gewalt. Eine dritte und zentrale Strategie ist und bleibt die Repression, die in der Regel von staatlichen Stellen gegen Gewalttäter und Kriminelle gerichtet werden muss. Staaten können sich zur Unterdrückung oder Eindämmung von Gewalt verschiedener Mittel und Wege bedienen. Sie können über Gesetze und Verordnungen die Anwendung von Gewalt für illegitim erklären und Gewalttaten abgestuft nach ihrer Schwere unter Strafe stellen – abweichendes Verhalten also sanktionieren. Sie können angesichts nicht endender Gewalt oder besonderer Gewaltereignisse mit Gesetzesverschärfungen drohen und härtere Strafen in Aussicht stellen, um Gewalttäter abzuschrecken. Zur Aufrechterhaltung von Ordnung und zur Gewährleistung von Sicherheit wird dabei in vielen Entwicklungsländern je nach Schwere des Deliktes und der Art der Gewalt neben der Polizei häufig auch das Militär oder paramilitärische Polizeieinheiten eingesetzt. Auf einer konkreteren Ebene geht es aber nicht nur um die Repression von Gewalt, sondern auch um die Kontrolle von Situationen und Ereignissen, von Örtlichkeiten und Gruppen, um Gewalttaten rechtzeitig zu erkennen und ggf. zu verhindern. Staatliche Sicherheitsbehörden gehen sodann gegen unerwünschte Demonstrationen und illegale Versammlungen vor, sie lösen soziale Brennpunkte auf, aus denen heraus Gewalt wiederholt verübt wird. Sie bekämpfen Bandenkriminalität und Jugendgangs teils mit präventiven, teils mit repressiven Methoden – und tragen auf diese Weise manchmal zur Entkriminalisierung von Jugendgangs, häufig jedoch zur Stärkung der Kohäsion der Bandenmit-

glieder und damit letztlich zur Zunahme von Gewalt bei. In diesem Zusammenhang ist nicht zuletzt zu bedenken, dass die Polizei in vielen Entwicklungsländern ein Gewaltakteur nicht nur im Sinne eines als legitim verstandenen staatlichen Gewaltmonopols ist, sondern angesichts schlechter Bezahlung, Korruption und der Aufnahme gewaltgeneigter junger Männer selbst eine Gefahr für die Bevölkerung darstellt. Effektive Repressionsstrategien von Gewalt scheitern aber häufig nicht nur an dem sich daraus ergebenden Zirkel von Gewalt und Gegengewalt, sondern auch daran, dass der Staat meistens nur über ein poröses staatliches Gewaltmonopol verfügt, dass er keineswegs flächendeckend umzusetzen vermag. In die „staatsfreien“ Räume stoßen dann nicht nur parastaatliche Organisationen mit zweifelhafter Legitimität, sondern auch lokale oder regionale „starke Männer“, die auf eigene Art für Ordnung und Sicherheit sorgen. Ein weiterer kontraproduktiver Effekt von reinen Repressionsstrategien besteht darin, dass Jugendliche und junge Erwachsene häufig wegen vergleichsweise geringer Delikte schweren Strafen unterworfen werden und dann in den Gefängnissen erst richtig „verrohen“, weil sie dort nicht nur Gewalt am eigenen Leib erfahren, sondern auch lernen, Gewalt als Mittel zur Durchsetzung eigener Interessen – oft sogar zum eigenen Überleben – einzusetzen, Kontakte zu kriminellen Milieus aufbauen und nach mehrjähriger Inhaftierung gesellschaftlich isoliert sind. Damit sind Gewaltkarrieren vorgezeichnet und der Ausbruch neuer Gewalt ist lediglich eine Frage der Zeit und passender Umstände.

## VI. Resümee – Schlussfolgerungen – Handlungsempfehlungen

Das Thema Jugend und Gewalt ist – trotz einer in den letzten Jahren intensivierten Auseinandersetzung – ein höchst strittiges und komplexes Problemfeld geblieben. Strittig ist es, weil es nach wie vor weder eine verbindliche Definition von Jugend, noch einen allgemein anerkannten Rahmen gibt, in dem das Thema zu behandeln wäre. Die Annahmen, die vielen der Jugendprogramme, aber auch den Erklärungsansätzen zugrunde liegen, sind häufig deterministisch, weil sie davon ausgehen, dass Jugendgewalt von einem oder einigen wenigen Faktoren wie der Jugendarbeitslosigkeit oder demographischen *youth bulges* hervor gebracht wird. Dagegen ist an dieser Stelle betont worden, dass die Dynamiken, die zur Erzeugung gewaltsamer Konflikte mit und unter Jugendlichen führen, komplexer sind. Jugendgewalt wird durch das Zusammenspiel multipler Faktoren verursacht, entsprechend vielfältig und vielgestaltig müssen auch die Anstrengungen sein, um der Jugendgewalt Herr zu werden.

Die vorangegangene Diskussion der Hintergründe und theoretischen Erklärungsmöglichkeiten hat gezeigt, dass es sowohl auf der individuellen, auf der Intergruppen- wie auf der gesellschaftlichen Ebene eine Fülle von Faktoren gibt, welche die Wahrscheinlichkeit von Aggressivität und Gewalt unter Jugendlichen erhöhen. Idealerweise müssten Programme zur Bekämpfung von Jugendgewalt holistisch angelegt sein und je nach Art und Form der Gewalt ein abgestuftes Spektrum an Interventionsmöglichkeiten bereit halten, das sowohl individuelle, familiäre, kommunitäre und gesellschaftliche Aspekte umfasst. Solche Programme sollten nicht nur direkt auf die Jugendgewalt abzielen, sondern insbesondere die dazugehörigen Risikofaktoren wie ein geringes Bildungsniveau, sozioökonomische Deprivationserfahrungen, Exklusionstendenzen, Anerkennungsdefizite und geringe Partizipationsmöglichkeiten angehen. Das setzt zunächst eine akkurate Problembestimmung voraus, die stärkeren Wert auf die Betrachtung der sozialen und ökonomischen Herausforderungen legt, denen sich die Jugendlichen gegenüber sehen, als die Jugendlichen selbst als das eigentliche Problem zu betrachten. Erklärungsmuster und Bekämpfungsmöglichkeiten von Jugendgewalt müssen zudem kontextspezifisch angelegt sein, weil Jugendgewalt immer eine je eigene und höchst spezifische Realität in einem bestimmten Land darstellt, deren Ursachen und Hintergründe keineswegs generalisierbar sind.

Zu bedenken ist dabei außerdem, dass Jugend eine fließende Kategorie ist, die einen Übergangsprozess vom Kindsein zum Erwachsensein markiert, in dem Identitäten sich vervielfältigen / verändern und widersprüchliche Verhaltensweisen zum Kern dieser Entwicklung gehören. In diesem Prozess benötigen die Jugendlichen klare Orientierungen und verlässliche Leitbilder, die bei ihnen keine falschen Erwartungen oder unrealisierbare Hoffnungen wecken. Jugendspezifische Programme müssen sich an dem obersten Grundsatz des „Do no harm“ orientieren.

Ein verbesserter Fokus auf das Themenfeld Jugend und Gewalt hätte schließlich nicht zuletzt Auswirkungen für das Entwicklungsverständnis von Gesellschaften: Es zeigte nämlich, dass der Übergang von der Kindheit über die Jugendphase zum Erwachsensein ein kritischer Prozess ist, der Familien, Gemeinden und die Gesellschaft mit ihren politischen und sozioökonomischen Strukturen insgesamt betrifft. Es hängt dabei von der Art des Umgangs solcher Institutionen ab, ob die destruktiven oder die konstruktiven Potenziale von Jugendlichen zur Geltung kommen, wie sie an den einzelnen Teilbereichen der Gesellschaft partizipieren können und ob Jugendliche zu Frieden und Entwicklung beitragen oder sie zu zentralen *trouble*

*makers* oder zu *spoilers* werden. Jugendliche v.a. unter Sicherheitsaspekten zu sehen und als Problem wahrzunehmen, ist nicht nur deshalb problematisch, weil in einer solchen Perspektive der Beitrag und das positive Potenzial von Jugendlichen für die Gesellschaft übersehen wird, sondern auch deshalb, weil die überwiegende Mehrheit der jungen Leute trotz schwerwiegender sozialer und ökonomischer Problemlagen überhaupt nicht zur Gewalt greift.

Die UNDP hat deshalb vollkommen zu recht festgestellt: „The causes of the youth crisis are largely exogenous to youth – they have much to do with the shrinking of economic, social and political prospects that young people are confronted with. To a large degree, the ‘youth crisis’ is to be understood as a crisis of the transition from youth to adulthood. Young people in most developing countries have few education and employment opportunities, and thus decreasing chances of establishing themselves as adults in an increasingly competitive world. Excluded from decision-making, they may see the mainstream political channels as irrelevant. Their responses can be violent or non-violent, but their actions often reflect a lack of status, and are taken in an attempt to renegotiate the youth passage to adulthood. The problem, therefore, is to increase both the concrete opportunities available to young people and their sense of inclusion in society.” (UNDP 2006: 75)

Tod und Verletzung durch Jugendgewalt stellen in vielen Teilen der Welt ein ernstzunehmendes Problem dar, auch wenn regional eine beträchtliche Variationsbreite im Umfang und Ausmaß von Jugendgewalt festzustellen ist. Zugleich gibt es ein breites Spektrum an Strategien im Umgang mit Jugendgewalt. Um wirklich effektiv zur Reduzierung von Jugendgewalt beizutragen, bedarf es jedoch eines multiplen, mehrere Strategien umfassenden Ansatzes, der zudem situationsadäquat sowie kultur- und gendersensitiv ausgerichtet ist. Denn Programme und Konzeptionen, die in Deutschland oder Frankreich erfolgreich waren, müssen nicht automatisch oder gar notwendigerweise auch in Kolumbien oder Südafrika Erfolg verbürgen. Wünschenswert wäre eine Zusammenarbeit der wichtigsten internationalen Organisationen, die auf diesem Feld arbeiten, um Expertise zu bündeln, einzelne Programmpunkte abzustimmen und die Präventionsmöglichkeiten von Jugendgewalt insgesamt zu verbessern.

Obwohl die Jugendlichen in vielen Entwicklungsländern einen Großteil der Bevölkerung stellen – in einigen Ländern bilden sie sogar die Mehrheit der Bevölkerung –, wird ihr anteilmäßiger Status in der Regel nicht reflektiert, so dass die Jugendlichen nur ungenügend bei der Verteilung von Anerkennung und Wertschätzung, beim Zugang zu Bildung und Arbeit oder

in Bezug auf ihre wirtschaftliche oder politische Position im Vergleich zu anderen Gruppen der Gesellschaft berücksichtigt werden. Es müssen deshalb nicht zuletzt effektivere Mechanismen geschaffen werden, mittels derer die Jugendlichen auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen und dauerhaft Teil der Entscheidungsstrukturen werden. Entscheidungsträger und Programmspezialisten sollten deshalb zusammen *mit* den Jugendlichen Programme und Maßnahmen entwerfen und nicht *für* die Jugendlichen. Die Jugendlichen sollten entsprechend im Zentrum der Programme stehen.

Um allerdings zu effektiven Programmen der Prävention und Bekämpfung von Jugendgewalt zu kommen, ist zuvörderst eine deutliche Verbesserung der Datenlage vonnöten. Dabei wäre es wichtig zu wissen, wie viel und welche Art Jugendgewalt es überhaupt gibt, wie viele Verletzte oder Tote dabei aufgetreten und welche Altersgruppen involviert sind. Dazu sollten einheitliche Standards der Definition und Messung von Jugendgewalt entwickelt werden, um wenigstens zu einigermaßen vergleichbaren Daten zu kommen. Durch die Berücksichtigung von Alterskategorien ließen sich zudem die verschiedenen Risiken von jungen Leuten darstellen, in bestimmten Städten oder Regionen entweder Opfer oder Täter zu werden. Das *monitoring* von Gewalttätigkeiten Jugendlicher sollte insbesondere in Bezug auf Regionen wie Afrika, Südostasien, den Nahen Osten, aber auch ärmere Regionen Süd- und Mittelamerikas und des Westpazifiks verbessert werden, für die bis heute nur unzulängliche Daten vorliegen. Um zu einer adäquateren Einschätzung des Ausmaßes des Problems Jugendgewalt zu kommen, sollten mittels spezieller Untersuchungen Daten über das Verhältnis von tödlichen zu nicht-tödlichen Auseinandersetzungen Jugendlicher unter Berücksichtigung der Methodiken der Gewalttäter, des Alters und des Geschlechts des Opfers erhoben werden, um die bisher verfügbaren reinen Mortalitätsdaten zu ergänzen. Für die Implementierung von Präventionsprogrammen wäre es wünschenswert, wenn alle Länder Daten über Gewalt mittels polizeilicher oder anderer staatlicher Behörden zentral erfassen und zur Verfügung stellen würden.

Obwohl die qualitative wie quantitative wissenschaftliche Erforschung von Gewalt in den letzten Jahren Fortschritte gemacht hat, gibt es nach wie vor beträchtliche Lücken und blinde Flecken, die es zu beseitigen gilt (vgl. WHO 2002: 47):

- Um die großen weltweiten Unterschiede im Ausmaß von Jugendgewalt verstehen und regionalspezifische Präventionsprogramme entwickeln zu können, ist viel mehr kulturvergleichende und Regionen übergreifende Forschung über die Ursachen und Entwicklung von Jugendgewalt vonnöten.

- Die Validität von Datensätzen offizieller Institutionen in den Ländern der Dritten Welt muss verbessert werden, um den Umfang von Jugendgewalt wirklichkeitsgetreu messen zu können. Es fehlt an vergleichenden Daten von gewalttätigen Jugendlichen mit gewaltbereiten Jugendlichen und solchen Jugendlichen, die überhaupt nicht in gewalttätige Verhaltensweisen verstrickt sind, um zu verlässlicheren Aussagen über Hintergründe und Opportunitätsstrukturen für Gewalt zu kommen.
- Es müssen die zentralen Risikofaktoren bestimmt werden, die Gewalt überhaupt wahrscheinlich machen, und sodann ihre differentiellen Effekte im Hinblick auf die Dauerhaftigkeit, die Eskalations- und Deeskalationspotenziale und die Beendigungsmöglichkeiten von Gewalt in verschiedenen Alterstufen erfasst werden. Es sollten aber auch jene Faktoren identifiziert werden, die am besten gegen Jugendgewalt schützen.
- Es fehlt an Informationen über die Rolle, Motive und Hintergründe sowie das Ausmaß der Beteiligung von Mädchen und jungen Frauen an Jugendgewalt.
- Vergleichende und kulturübergreifende Untersuchungen über positive oder negative gesellschaftliche und kulturelle Einflüsse auf Jugendgewalt sind bis heute ebenfalls die Ausnahme geblieben.
- Weiterhin fehlen nicht nur verlässliche Längsschnittstudien, die das breite Spektrum von Risiko- und Schutzfaktoren evaluieren und damit das Wissen über die Entwicklungsverläufe von Jugendgewalt verbessern, sondern auch solche, die sich mit der Wirkungsmessung von Interventionen in der Jugendphase beschäftigen.
- Sodann bedarf es eines verbesserten Verständnisses der Wirkungsweise sozialer und makroökonomischer Faktoren im Hinblick auf eine Reduktion von Gewalt, und zwar insbesondere vor dem Hintergrund großer sozialer Ungleichheiten, scharfer Einkommenskonzentrationen und weit verbreiteter Armut.
- Schließlich sollten die Gesamtkosten von Jugendgewalt für einzelne Gesellschaften berechnet werden, um sie den möglichen Kosten für Präventionspolitiken gegenüber zu stellen. Nur so ließe sich feststellen, ob die Prävention von Gewalt nicht nur nicht besser, sondern auch kostengünstiger ist als die Konfliktintervention oder Konfliktnachsorge.

Aus dem Gesagten ergeben sich einige Handlungsempfehlungen für die technische Zusammenarbeit (TZ):

- Ein wichtiger Punkt und eine zentrale Forderung wäre zunächst, die beträchtliche Kluft zwischen der wissenschaftlichen Forschung und der konkreten Alltagsarbeit zu schließen. Dies schließt eine stärkere Rezeption wissenschaftlicher Ergebnisse im Hinblick auf die

Jugendgewalt seitens der Praxis ebenso ein, wie das Nachdenken über geeignete Verbreitungskanäle wissenschaftlicher Ergebnisse seitens der Wissenschaft. Zudem wäre es wichtig, einmal nach geeigneten Übersetzungsstrategien wissenschaftlicher Ergebnisse in der Praxis und praktischer Erfahrungen in die Wissenschaft Ausschau zu halten.

- Die Aggressions-, Gewalt und Konfliktursachenforschung bietet eine Vielzahl von Erklärungsmodellen und Theorien über die Entstehung von Aggressionen und gewalttätigem Verhalten. Viele verfügen nur über eine begrenzte Erklärungskraft und Reichweite, manche weisen nur eine geringe Plausibilität auf, fast alle entstammen dem Kulturkontext der entwickelten westlichen Länder. Ungeklärt ist im Grunde, wieweit sie auf die Situationen in Entwicklungsländern anwendbar oder übertragbar sind und welche Erklärungsrelevanz ihnen für Jugendgewalt in diesen Ländern zukommt. Es besteht also dringlicher Bedarf darüber nachzudenken, welche Relevanz den vorgestellten Konzepten zukommt, welche Erklärungskraft sie in unterschiedlichen kulturellen Kontexten besitzen, ob ihre Prämissen sich übertragen lassen und konsensuell sind, und welche Aspekte der theoretischen Erklärungsansätze quasi eine transkulturelle Gültigkeit besitzen.
- Jugendgewalt findet immer in bestimmten sozialen und kulturellen Kontexten statt. Unklar ist aber bislang, ob und inwiefern Jugendgewalt überhaupt bestimmte Kulturspezifika aufweist oder ob die ihnen zugrunde liegenden Ursachen nicht vielmehr auf einige basale Bestimmungen zurück geführt werden können, die für mehr oder weniger große Teile der Jugendgewalt Gültigkeit besitzen. Diesbezüglich könnte sich die Institutionen der TZ an der Modellbildung beteiligen und ihren Fundus an Erfahrungen auf dem Gebiet einbringen.
- In der TZ sollte ein spezifisch auf die Situation von Jugendlichen in Entwicklungsländern ausgerichteter Katalog zur Gewaltprävention erarbeitet werden, der sich auch mit der Effektivität von Präventionsstrategien auseinandersetzt. Die Erkenntnisse über die Wirkungen von Maßnahmen der Gewaltprävention sind bisher nicht sehr umfangreich und zudem widersprüchlich, hier müssten die Erkenntnisse stärker systematisiert werden. Dabei gilt es, die allgemeinen Grundsätze und Erkenntnisse der Gewaltprävention zu beachten (Gugel 2006: 286).
- Eine wichtige Erkenntnis der Untersuchung ist gewesen, dass Bildung und Erziehung offensichtlich eine bedeutende Hintergrundvariable für die Entstehung von Jugendgewalt ist und dass ungünstige Sozialisationsverläufe gewalttätiges Handeln von Jugendlichen befördern. Im Bereich der TZ sollten deshalb die Anstrengungen auf dem Gebiet von Bildung und Erziehung verstärkt und ihre sozial- und bildungspolitischen Projekte immer

auch als Beitrag zur Gewaltprävention betrachtet werden. Gewaltprävention lässt sich offensichtlich am besten mit einer aktiven Sozial- und Bildungspolitik erreichen.

- Damit Jugendgewalt effektiv und nachhaltig bekämpft werden kann, sollten innerhalb der TZ Initiativen auf dem Gebiet der Jugendgewalt mit anderen internationalen Organisationen abgestimmt und insbesondere auf Prozesse des *capacity development* geachtet werden. Das betrifft sowohl die personellen Kapazitäten (etwa persönliche Kompetenzen von Fachleuten) wie auch die institutionellen und organisatorischen Kapazitäten (lernende Organisationen) sowie das institutionelle Umfeld. Denn keine Organisation mit ihren je unterschiedlichen Zugangsweisen zu der Problematik ist allein dazu in der Lage, der Jugendgewalt Herr zu werden. Durch die Verkopplung von Programmen und die Ausnutzung von Synergieeffekten sowie multisektorales und gemeinschaftliches Handeln ließe sich nicht nur eine stärkere Vernetzung einzelner Programme erreichen, sondern auch eine stärkere Kosteneffizienz durchsetzen.
- Angesichts der besonderen Betroffenheit von jungen Mädchen und Frauen sollten spezifische Programme für diese Bevölkerungsgruppen aufgelegt werden. Frauen sind in der Regel von Gewalt doppelt und dreifach betroffen, sie haben weit stärker unter den Folgen von Gewalt zu leiden als junge Männer, und sie sind aufgrund mangelnder Rechte in vielen Entwicklungsländern häufig wehr- und schutzlos. Die TZ sollte die Genderproblematik in ihren konkreten Aktivitäten unbedingt stärker als bisher einbeziehen.
- Obwohl es kaum möglich sein dürfte, Jugendgewalt (zumindest in größerem Stil) aufgrund ihrer vielschichtigen Ursachen und vielfältigen Formen zu prognostizieren, lassen sich doch aus den theoretischen Ergebnissen zumindest Erkenntnisse gewinnen, unter welchen Umständen und Bedingungen Jugendliche mit einer hohen Wahrscheinlichkeit zur Gewaltanwendung neigen. Diesbezüglich sollte innerhalb der TZ an der Modellbildung unter Berücksichtigung der wichtigsten Variablen und dem Ziel einer zumindest gewissen Prognosefähigkeit gearbeitet werden, um zu einer frühzeitigen Identifizierung von sog. *hot spots* zu gelangen.

## VII. Literaturverzeichnis

- Abbink, J. / Kessel, I. van (Eds) (2005): *Vanguard or Vandals? Youth, Politics and Conflict in Africa*, Leiden, Boston.
- Akers, R.L. (1998): *Social Learning and Social Structure. A General Theory of Crime and Deviance*, Boston.
- Albrecht, G. (2002): Soziologische Erklärungsansätze individueller Gewalt und ihre empirische Bewährung, in: W. Heitmeyer / J. Hagan (Hrsg.): *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*, Wiesbaden, S. 763-818.
- Anhut, R. (2005): Die Konflikttheorie der Desintegrationstheorie, in: Th. Bonacker (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien*, 3. Aufl., Wiesbaden 2005, S. 381-407.
- Anhut, R. / Heitmeyer, W. (2000): Desintegration, Konflikt und Ethnisierung. Eine Problem-analyse und theoretische Rahmenkonzeption, in: W. Heitmeyer / R. Anhut (Hrsg.): *Bedrohte Stadtgesellschaft. Gesellschaftliche Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen*, Weinheim, S. 17-75.
- Argudo, M. (1991): *Pandillas juveniles en Guayaquil*, Quito.
- Ayres, R.L. (1998): *Crime and Violence as Development Issues in Latin America and the Caribbean*, World Bank, Washington D.C.
- Badsha, O. / Maxted, J. / Tillim, G. (2002): *Amulets and Dreams. War, Youth and Change in Africa*, Pretoria.
- Bandura, A. (1979): *Aggression – Eine sozial- und lerntheoretische Analyse*, Stuttgart.
- Bannenber, B. (o.J.): *Materialsammlung Hasskriminalität. Ein Überblick aus kriminologischer Sicht*, DFK, Bonn, Berlin.
- Barber, B.K. (2003): *Heart and Stones. Palestinian Youth from the Intifada*, New York.
- Barker, G.T. (2005): *Dying to be Men. Youth, Masculinity, and Social Exclusion*, London.
- Barnitz, L.A. (1999): *Child Soldiers. Youth Who Participate in Armed Conflict*, Washington D.C.
- Bay, E.G. / Donham, D.L. (2006): *States of Violence. Politics, Youth, and Memory in Contemporary Africa*, Charlottesville.
- Beah, I. (2007): *A Long Way Gone. Memoirs of a Boy Soldier*, B&T.
- Beah, I. (2008): *A Long Way Gone. The True Story of a Child Soldier*, New York.
- Beck, U. (1993): *Die Erfindung des Politischen*, Frankfurt/M.
- Becker, R. / Kortendiek, B. (2004) (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie*, Wiesbaden.
- Bedoya Marín, D.A. / Jaramillo Martínez, J. (1991): *De la barra a la banda*, Medellín.
- Benvenuti, P. (2003): *Youth Violence and Delinquency in the Latin American Region*, Thesis, London School of Economics, London.
- Berkowitz, L. (1962): *Aggression. A Social Psychological Analysis*, Columbus.
- Bierhoff, H.-W. / Wagner, U. (Hrsg.) (1998): *Aggression und Gewalt. Phänomene, Ursachen und Interventionen*, Stuttgart.
- Bodemer, K. / Kurtenbach, S. / Meschkat, K. (Eds.) (2001): *Violencia y regulación de conflictos in América Latina*, Caracas.
- Borer, T.A. / Darby, J. / McEvoy-Levy, S. (2007): *Peacebuilding after Peace Accords. The Challenges of Violence, Truth, and Youth*, Chicago.
- Bourdieu, P. (2005): *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt/M.
- Bowlby, J. / Ainsworth, M. (2003): *Bindung und menschliche Entwicklung*, Stuttgart.
- Boyden, J. / Berry, J. de (2004): *Children and Youth on the Front Line. Ethnography, Armed Conflict and Displacement*, Oxford.

- Braungart, R. (1984): Historical and Generational Patterns of Youth Movements. A Global Perspective, in: *Comparative Social Research*, Vol. 7, No. 1, S. 3-62.
- Brett, R. (2002): *Girl Soldiers. Challenging the Assumptions*, Paper for Quaker United Nations Office.
- Brett, R. / McCallin, M. (1998): *Children. The Invisible Soldiers*, Save the Children, Westport.
- Brett, R. / Specht, I. (2004): *Young Soldiers. Why They Choose to Fight*, ILO, Geneva.
- Breyvogel, W. (Hrsg.) (1993): *Lust auf Randal. Jugendliche Gewalt gegen Fremde*, Bonn.
- Briggs, J. (2005): *Innocents Lost. When Child Soldiers Go to War*, New York.
- Brunborg, H. / Urdal, H. (2005): The Demography of Conflict and Violence, in: *Journal of Peace Research*, Vol. 42, No. 4, S. 371-374.
- Buckland, P. (2005): *Reshaping the Future. Education and Postconflict Reconstruction*, World Bank, Washington D.C.
- Burgess, R. / Akers, R.L. (1966): A Differential Association-Reinforcement Theory of Criminal Behavior, in: *Social Problems*, Vol. 14, S. 363-383.
- Büttner, Ch. / Koschate, M. (2003): *Westliche Psychologie gegen Jugendgewalt weltweit. Plädoyer für eine kultursensitive Anwendung*, HSFK-Report 5/2003, Frankfurt/M.
- Buvinic, M. / Morrison, A. / Shifter, M. (1999): *Violence in Latina America and the Caribbean. A Framework for Action*, IADB, Washington D.C.
- Cagoco-Guiam, R. (2002): *Child Soldiers in Central and Western Mindanao, Philippines*, Geneva.
- Choucri, N. (1974): *Population Dynamics and International Violence. Propositions, Insights and Evidence*, Lexington.
- Cincotta, R. / Engelman, R. / Anastasion, D. (2003): *The Security Demographic. Population and Conflict after the Cold War*, Population Action International, Washington D.C.
- Clapham, C (Ed.) (1998): *Africa Guerillas*, Oxford.
- Cloward, R.A. / Ohlin, L.E. (1961): *Delinquency and Opportunity. A Theory of Delinquent Gangs*, New York.
- Cohn, I. / Goodwin-Gill, G. (1994): *Child Soldiers. The Role of Children in Armed Conflicts*, Oxford.
- Coletta, N.J. / Cullen, M.L. (2000): *Violent Conflict and the Transformation of Social Capital. Lessons From Cambodia, Rwanda, Guatemala, and Somalia*, World Bank, Washington D.C.
- Collier, D. (1999): *Doing Well Out of War*, World Bank, Washington D.C.
- Cook, P.J. / Laub, J.H. (1998): The Unprecedented Epidemic in Youth Violence, in: M. Tonry / M.H. Moore (Eds.): *Youth Violence. Crime and Justice: A Review of Research*, Chicago, S. 27-64.
- Curtain, R. (2004): *Strategies for Creating Employment for Urban Youth, with Specific Reference to Africa*, Canberra.
- Dahlberg, L.L. / Toal, S.B. / Swahn, M. / Behrens, C.B. (2005): *Measuring Violence-Related Attitudes, Behaviors, and Influences Among Youths: A Compendium of Assessment Tools*, Centers for Disease Control and Prevention. Atlanta GA.
- Dallaire, R.A. (Ed.) (2006): *Children in Conflict. Erradicating the Child Soldier Doctrine*, A Research Report Prepared for the Carr Center for Human Rights, Harvard Univeristy.
- Davies, J.C. (1962): Toward a Theory of Revolution, in: *American Sociological Review*, Vol. 27, Num. 1.
- De Waal, A. / Argenti, N. (Eds.) (2002): *Young Africa. Realizing the Rights of Children and Youth*, African Research and Publications World Press, o.O.
- Dießenbacher, H. (1998): *Die Kriege der Zukunft. Die Bevölkerungsexplosion gefährdet den Frieden*, München, Wien.
- Dollard, J. u.a. (1982): *Frustration und Aggression*, Weinheim.

- Eibl-Eibesfeld, I. (1984): *Die Biologie menschlichen Verhaltens*, Zürich.
- Erikson, E.H. (1973): *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt/M.
- Fajnzylber, F. / Lederman, D. / Loayza, N. (1998): *Determinants of Crime Rates in Latin America and the World. An Empirical Assessment*, World Bank, Washington D.C.
- Fajnzylber, F. / Lederman, D. / Loayza, N. (1999): *Inequality and Violent Crime*, World Bank, Washington D.C.
- Freud, S. (1915): *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 10, S. 323-355.
- Freud, S. (1930): *Das Unbehagen in der Kultur*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 14, S. 419-506.
- Fromm, E. (1977): *Anatomie der menschlichen Destruktivität*, Stuttgart.
- Fuller, G. (2003): *The Youth Factor. The New Demographics of the Middle East and the Implications for U.S. Policy*, CIA, Washington D.C.
- Fuller, G. (2004): *The Youth Crisis in Middle Eastern Society*, Institute for Social Policy and Understanding, Michigan.
- Garbarino, J. / Dubrow, N. / Kostelny, K. / Pardo, C. (1992): *Children in Danger. Coping with the Consequences of Community Violence*, San Francisco.
- Garbarino, J. / Kostelny, K. / Dubrow, N. (1991): *No Place to Be a Child. Growing Up in a War Zone*, Lexington.
- Goldstone, J. (1999): *Youth Bulges, Youth Cohorts, and their Contribution to Periods of Rebellion and Revolution*, Manuscript, University of California, Davis.
- Goldstone, J. (2001): *Demography, Environment, and Security*, in: P.F. Diehl / N.P. Gleditsch (Eds.), *Environmental Conflict*, Boulder, S. 84-108.
- Gollwitzer, M. / Pfetsch, J. (Hrsg.) (2007): *Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen – Aktuelle Erkenntnisse aus Forschung und Praxis*, Göttingen.
- GTZ (2002): *Lernen für Frieden und Zukunft. Gewaltprävention und Friedenserziehung mit Kindern und Jugendlichen*, Eschborner Fachtage 2002, Eschborn.
- GTZ (2003): *Kinder, Krisen und Kanonen. Ansätze der EZ zur Gewalt- und Krisenprävention bei Kindern und Jugendlichen*, Eschborner Fachtage 2003, Eschborn.
- GTZ (2003): *Youth and Small Arms – A Dangerous Combination*, Documentation of an Expert Discussion on 8 November 2002, Eschborn.
- GTZ / NODEFIC / SNDC / PPC (2004): *Disarmament, Demobilisation and Reintegration – A Practical Field and Classroom Guide*, Eschborn.
- Gugel, G. (2006): *Gewalt und Gewaltprävention*, Tübingen.
- Gurr, T.R. (1968): *A Causal Model of Civil Strife*, in: *American Political Science Review*.
- Gurr, T.R. (1970): *Why Men Rebel?* Princeton.
- Habermas, J. (1990): *Die nachholende Revolution*, Frankfurt/M., S. 167-175.
- Habermas, J. (1998): *Die postnationale Konstellation*, Frankfurt/M., S. 65-90.
- Harriot, A. / Brathwaite, F. / Wortley, S. (2004): *Crime and Criminal Justice in the Caribbean*, Kingston.
- Harsch, W. (2005): *Reintegration of Ex-Combatants*, in: *Africa Renewal*, Vol. 19, No. 3.
- Harvey, R. (2003): *Children and Armed Conflict – A Guide to International Humanitarian and Human Rights Law*. International Bureau of Children's Rights, Essex.
- Heinemann, A. / Verner, D. (2006): *Crime and Violence in Development. A Literatur Review of Latin America and the Caribbean*, World Bank Policy Research Working Paper No. 4041, Washington D.C.
- Heinsohn, G. (2002): *Die nachwachsende männliche Gefahr*, Zeit online 2002/09.
- Heinsohn, G. (2003): *Söhne und Weltmacht. Terror im Aufstieg und Fall der Nationen*, Zürich.
- Heinsohn, G. (2003): *Warum werden sie zu Kriegerern? Männerüberschuss als Kriegspotenzial*, Vortragsmanuskript für die 23. Friedenskonsultation Hannover, 10.2.2003.
- Heintz, B. (2001) (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie*, Wiesbaden.

- Heitmeyer, W. (1994): Das Desintegrationstheorem. Ein Erklärungsansatz zu fremdenfeindlich motivierter, rechtsextremistischer Gewalt und zur Lähmung gesellschaftlicher Institutionen, in: ders., Das Gewalt-Dilemma, Frankfurt/M., S. 29-69.
- Heitmeyer, W. (1997): Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt/M.
- Heitmeyer, W. (1997): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Frankfurt/M.
- Heitmeyer, W. / Hagan, J. (Hrsg.) (2002): Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden.
- Heitmeyer, W. / Schröttle, M. (2006) (Hrsg.): Gewalt. Beschreibungen – Analysen – Prävention, Bonn.
- Hendrixson, A. (2004): Angry Young Men, Veiled Young Women. Constructing a New Population Threat, Corner House Briefing 34.
- Holland-Cunz, B. (2000): Feminismus – Politische Kritik patriarchaler Herrschaft, in: F. Neumann (Hrsg.): Handbuch Politische Theorien und Ideologien 2, Opladen, S. 363-398.
- Howell, J.C. (1997): Juvenile Justice and Youth Violence, Thousand Oaks.
- Huesmann, R. / Eron, L.D. (2000): The Development of Aggression from Infancy to Adulthood, Boulder.
- Huhn, S. / Oettler, A. (2006): Jugendbanden in Zentralamerika. Zur Konstruktion einer nicht-traditionellen Bedrohung, in: Lateinamerika. Analysen und Berichte 30, Münster, S. 31-48.
- Huhn, S. / Oettler, A. / Peetz, P. (2007): Anders, bedroht, bedrohlich – Jugendbanden in Zentralamerika, in: D. Klimke (Hrsg.), Exklusion in der Marktgesellschaft, Wiesbaden.
- Huntington, S.P. (1996): The Clash of Civilizations and the Making of World Order, New York.
- ILO (1995): Reintegration of Young Ex-Combatants Into Civilian Life, Geneva.
- ILO (2001): Crisis Affected Peoples and Countries. ILO's Operational Activities 1997-2001, Geneva.
- ILO (2003): Tackling the Problem of Children Drawn Into Armed Conflict. The ILO Perspective, Geneva.
- ILO (2003): Wounded Childhood. The Use of Children in Armed Conflict in Central Africa, Washington D.C.
- Imbusch, P. (2002): Der Gewaltbegriff, in: Heitmeyer, W. / Hagan, J. (Hrsg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden, S. 26-57.
- Imbusch, P. (2005): Moderne und Gewalt. Zivilisationstheoretische Perspektiven auf das 20. Jahrhundert, Wiesbaden.
- Imbusch, P. (2008): Konfliktpotenziale sozialer Ungleichheit, (im Erscheinen).
- Imbusch, P. / Zoll, R. (Hrsg.) (2006): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung, 4. Aufl., Wiesbaden.
- Informationszentrum Sozialwissenschaften Bonn (Hrsg.) (1995): Jugend und Gewalt. Sozialwissenschaftliche Diskussion und Handlungsansätze. Eine Dokumentation, Bonn.
- IPA (2002): A Framework for Lasting Disarmament, Demobilization, and Reintegration of Former Combatants in Crisis Situation, IPA Workshop Report, New York.
- IRIN (2007): Youth in Crisis. Coming of Age in the 21 Century, o.O.
- Jeaneret, O. / Sand, E.A. (1993): International Violence among Adolescents and Young Adults. An Epidemiological Perspective, World Health Statistics Quarterly.
- Joas, H. (1994): Der Traum von der gewaltfreien Moderne, in: Sinn und Form, Nr. 2, S. 309-318.
- Joerger, K. (1984): Einführung in die Lernpsychologie, Freiburg.
- Keen, D. (2003): Greedy Elites, Dwindling Resources, Alienated Youths. The Anatomy of Protracted Violence in Sierra Leone, in: Internationale Politik und Gesellschaft, Vol. 2, S. 67-94.
- Kemper, Y. (2005): Youth in War-to-Peace Transitions. Approaches of International Organizations, Berghof-Report No. 10, Berghof Stiftung, Berlin.

- Kemper, Y. (2007): Jugend – Verlierer im Frieden? Probleme der Integration von Jugendlichen in Nachkriegsgesellschaften, in: P. Imbusch (Hrsg.), *Gerechtigkeit – Demokratie – Frieden. Eindämmung oder Eskalation von Gewalt?*, Baden-Baden, S. 229-248.
- Kersten, J. (2002): Jugendgewalt und Gesellschaft, in: *ApuZ*, B 44/2002 vom 4.11.2002, S. 14-20.
- Knapp, G.-A. / Wetterer, A. (1995) (Hrsg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg.
- Kohlberg, L. (1996): *Die Psychologie der Moralentwicklung*, Frankfurt/M.
- Kohner, F. / K. Pühl (Hrsg.) (2003): *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen*, Opladen.
- Kröhnert, St. (2004): *Jugend und Kriegsgefahr. Welchen Einfluss haben demographische Veränderungen auf die Entstehung von Konflikten?*, Berlin Institut für Weltbevölkerung und globale Entwicklung, Berlin.
- Kunczik, M. (1987): *Gewalt und Medien*, 4. Aufl., Köln.
- Kunczik, M. / Zipfel, A. (2002): *Gewalttätig durch Medien?* in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, Nr. 44.
- La Cava, G. / Clert, C. / Lytle, P. (2004): *Investing in Youth Empowerment and Inclusion. A social Development Approach, Insights from the ECA and LAC Regions*, Social Development Papers No. 60, World Bank, Washington D.C.
- Lamnek, S. (1993): *Theorien des abweichenden Verhaltens*, München.
- Lamnek, S. / Boatca, M. (Hrsg.) (2003): *Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft*, Opladen.
- Londono, J.L. / Gaviria, A. / Guerrero, R. (Eds.) (2000): *Asalto al desarrollo*, IADB, Washington D.C.
- Londono, J.L. / Guerrero, L. (1999): *Violencia en América Latina. Epidemiología y Costos*, BID, Documento de Trabajo R-375, Washington D.C.
- Lorenz, K. (1963): *Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression*, Wien.
- Lorey, M. (2001): *Child Soldiers. Care and Protection of Children in Emergencies. A Field Guide*, o.O.
- Lück, M. / Strüber, D. / Roth, G. (2005): *Psychobiologische Grundlagen aggressiven und gewalttätigen Verhaltens*, Oldenburg.
- Machel, G. (1996): *Impact of Armed Conflict on Children*, United Nations, New York.
- Marks, S. (2001): *Young Warriors. Youth Politics, Identity and Violence in South Africa*, Johannesburg.
- Maslen, St. (1997): *The Reintegration of War-Affected Youth. The Experience of Mozambique*, ILO, Geneva.
- McAlister, A. (2000): *Juvenile Violence in the Americas. Innovative Studies in Research, Diagnosis and Prevention*, PAHO, Washington D.C.
- McEvoy-Levy, S. (2001): *Youth as Social and Political Agents. Issues in Post-Conflict Settlement Peace Building*, Kroc Institute Occasional Paper, Vol. 21, No. 2.
- McEvoy-Levy, S. (Ed.) (2006): *Troublemakers or Peacemakers? Youth and Post-Accord Peace Building*, Chicago.
- McIntyre, A. (2003): *Rights, Roots, and Recruitment. The Youth Factor in Africa's Armed Conflicts*, in: *African Security Review*, Vol. 12, No. 2.
- McIntyre, A. (Ed.) (2004): *Invisible Stakeholders. The Impact of Children on War*, Institute of Security Studies, Cape Town.
- McIntyre, A. / Weiss, T. (2003): *Exploring Small Arms Demand. A Youth Perspective*, Institute for Security Studies, ISS Paper No. 57.
- Meijer, R. (Ed.) (2000): *Alienation or Integration of Arab Youth – Between Family, State and Street*, Richmond.

- Mesquida, Ch. / Weiner, N. (2001): *Young Men and War. Could We Have Predicted the Distribution of Violent Conflicts at the End of the Millenium?* Woodrow Wilson ESPC Report No. 7, Woodrow Wilson Center, Washington D.C.
- Moeller, Th. (2002): *Youth Aggression and Violence. A Psychological Approach*, London u.a.
- Moller, H. (1968): *Youth as a Force in the Modern World*, in: *Comparative Studies in Society and History*, Vol. 10, S. 238-260.
- Morrison, A.L. / Biehl, M.L. (Eds.) (1999): *Too Close to Home. Domestic Violence in the Americas*, IADB, Cambridge.
- Moser, C. / Bronkhorst, B. van (1999): *Youth Violence in Latin America and the Caribbean. Costs, Causes and Interventions*, LCR Sustainable Development Working Paper No. 3, World Bank, Washington D.C.
- Muhumuza, R. (1997): *Guns Into Ox-Ploughs. A Study on the Situation of Conflict-Affected Youth in Uganda and their Reintegration Into Society Through Training, Employment and Life Skills Programmes*, ILO, Geneva.
- Münch, R. (1992): *Die Struktur der Moderne. Grundmuster und differentielle Gestaltung des institutionellen Aufbaus der modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M.
- Munoz, I. (2007): *Maras. La cultura de la violencia*, Madrid.
- Nübler, I. (1997): *Human Resources Development and Utilization in Demobilization and Reintegration Programs*, BICC Paper 07, Bonn.
- Paris, R. (2004): *At War's End. Building Peace after Civil Conflict*, Cambridge.
- Peetz, P. (2004): *Maras in Honduras, El Salvador und Guatemala. Die Bedrohung der öffentlichen Sicherheit durch Jugendbanden in Zentralamerika*, in: K. Bodemer (Hrsg.): *Gewalt und öffentliche (Un-)Sicherheit. Erfahrungen in lateinamerika und Europa*, Hamburg, S. 53-94.
- Peetz, P. (2005): *Las maras. El pandellismo juvenil en Honduras, El Salvador y Guatemala*, in: B. Potthast / S. Carreras (Eds.): *Entre familia, sociedad y Estado: Ninos y jovenes en América Latina*, Madrid.
- Peters, K. / Richards, P. / Vlassenroot, K. (2003): *What Happens to Youth During and After Wars? A Preliminary Review of Literature on Africa and an Assessment on the Debate*, RAWOO Working Paper.
- Pinheiro, P.S. (2006): *World Report on Violence Against Children*, United Nations, Geneva.
- Rahim, A. / Holland, P. (2006): *Facilitating Transitions for Children and Youth. Lessons From Four Post-Conflict Fund Projects*, World Bank, Social Development Papers No. 34.
- Razumovsky, D. / Wätjen, E. (1988): *Kinder und Gewalt in Südafrika*, München.
- Ribando, C. (2005): *Gangs in Central America*, CRS Report for the Congress, Washington D.C.
- Richards, P. (1995): *Fighting for the Rainforest. War, Youth, and Resources in Sierra Leone*, Oxford.
- Rodgers, D. (1999): *Living in the Shadow of Death. Violence, Pandillas and Social Disorganization in Contemporary Urban Nicaragua*, Cambridge.
- Rodgers, D. (1999): *Youth Gangs and Violence in Latin America and the Caribbean. A Literature Survey*, World Bank, LCR Sustainable Development Working Paper No. 4, Washington D.C.
- Rosen, D.M. (2005): *Armies of the Young. Child Soldiers in War and Terrorism*, Chapel Hill.
- Ruble, B.A. et.al. (Eds.) (2003): *Youth Explosion in Developing World Cities. Approaches to Reducing Poverty and Conflict*, Woodrow Wilson Center, Washington D.C.
- Salazar, A. (1991): *Las bandas juveniles en el Valle de Aburra. Una lectura desde la perspectiva cultural*, Bogotá.
- Save the Children (Ed.) (2005): *For the United Nations Secretary General's Study on Violence Against Children. Questions and Answers*, o.O.

- Schäfer, M. / Frey, D. (Hrsg.) (1999): *Aggression und Gewalt unter Kindern und Jugendlichen*, Göttingen u.a.
- Schützhofer, N. (2007): *Jugendgewalt in Zentralamerika*, BMZ Referat 223, Bonn.
- Schwendter, R. (1971): *Theorie der Subkultur*, Köln.
- Sherrow, V. (1999): *Encyclopedia of Youth and War. Young People as Participants and Victims*, Oxford.
- Short, J.F. (1996): *Gangs and Adolescent Violence*, Boulder.
- Singer, P.W. (2005): *Children at War*, New York.
- Skinner, B.F. (1973): *Wissenschaft und menschliches Verhalten*, München.
- Smith, A. / Vaux, T. (2003): *Education, Conflict and International Development*, London.
- Smyth, M. (2003): *The Militarization of Youth in Violently Divided Societies. Observations on Northern Ireland, the Middle East and Southern Africa*, in: *Georgetown Journal for International Affairs*, S. 83-90.
- Solimano, A. (2004): *Political Violence and Economic Development in Latin America. Issues and Evidence*, ECLAC, Santiago de Chile.
- Sommers, M. (2002): *Children, Education and War. Reaching Education For All Objectives in Countries Affected by Conflict*, CPR Working Paper No. 1, World Bank, Washington D.C.
- Sommers, M. (2003): *Urbanization, War, and Africa's Youth at Risk. Towards Understanding and Addressing Future Challenges*, Atlanta.
- Sommers, M. (2006): *Youth and Conflict. A Brief Review of Available Literature*, USAID.
- Städtner, P. (2000): *Die soziale Eingliederung von Kindersoldaten. Konzepte und Erfahrungen*, Berghof-Report No. 6, Berghof-Stiftung, Berlin.
- Strüber, D. / Lück, M. / Roth, G. (2006): *Tatort Gehirn*, in: *Gehirn & Geist*, Heft 9, S. 44-52.
- Surgeon General (2001): *Youth Violence. A Report of the Surgeon General*, United States Department of Health and Human Resources, Washington D.C.
- Sutherland, E.H. (1968): *Die Theorie der differentiellen Kontakte*, in: F. Sack / R. König (Hrsg.): *Kriminalsoziologie*, Frankfurt/M., S. 395-399.
- Sutterlüty, F. (2002): *Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung*, Frankfurt/M.
- Sutterlüty, F. (2007): *Gewalt und suspendierte Handlungsrationalität*, in: *Trauma & Gewalt*, 1. Jg., Heft 1, S. 12-23.
- Thornton, T. / Craft, C. / Dahlberg, L. / Lynch, B. / Baer, K. (2002): *Best Practices of Youth Violence Prevention. A Sourcebook for Community Action*, Atlanta Ga.
- Tonry, M. / Moore, M.H. (Eds.) (1998): *Youth Violence. Crime and Justice: A Review of Research*, Chicago.
- Twum-Danso, A. (2003): *Africa's Young Soldiers. The Cooption of Childhood*, Institute of Security Studies, Cape Town.
- UN (o.J.): *Our Right to Be Protected From Violence*, o.O.
- UNDP (2002): *Human Development Report: Deepening Democracy in a Fragmented World*, Oxford.
- UNDP (2003) *Human Development Report: Millenium Development Goals. A Compact Among Nations to End Human Poverty*, Oxford.
- UNDP (2004) *Human Development Report: Cultural Liberty in Today's Diverse World*, Oxford.
- UNDP (2005) *Human Development Report: International Cooperation at a Crossroads. Aid, Trade, and Security in an Unequal World*, Oxford.
- UNDP (2006): *Youth and Violent Conflict. Society and Development in Crisis?* New York.
- UNDP Evaluation Office (2000): *Sharing New Ground in Post-Conflict Situations. The Role of UNDP in Support of Reintegration Programmes*, New York.
- UNHCR (2002): *Supporting Disadvantaged Youth Around the World*, Geneva.

- UNICEF (1989): Konvention über die Rechte des Kindes, o.O.
- UNICEF (1996): The State of the World's Children 1996: Children at War, New York.
- UNICEF (2003): Children and Armed Conflict. International Standards for Action, New York.
- UNICEF (2003): Map of Programmes for Adolescent Participation During Conflict and Post-Conflict Situations, o.O.
- UNICEF (2005): Zur Situation der Kinder in der Welt 2006: Kinder ohne Kindheit, Frankfurt/M.
- UNICEF (2006): The State of the World's Children: Excluded and Invisible, New York.
- UNICEF / WHO (o.J.): Studie des Generalsekretärs der Vereinten Nationen über Gewalt gegen Kinder, Köln.
- Urdal, H. (2004): The Devil in Demographics. The Effect of Youth Bulges on Domestic Armed Conflict 1950-2000, The World Bank, Social Development Papers No. 14, Washington D.C.
- US Department of Education (o.J.): Preventing Youth Hate Crime. A Manual for Schools and Communities, Washington D.C.
- USAID (2004): Youth and Conflict. A Toolkit For Intervention, o.O.
- Van der Loo, H. / van Reijen, W. (1992): Modernisierung. Projekt und Paradox, München.
- Verhey, B. (2001): Child Soldiers. Preventing, Demobilizing, Reintegrating, The World Bank African Region Working Paper Series No. 23, World Bank, Washington D.C.
- Verhey, B. (2003): Going Home. Demobilising and Reintegrating Child Soldiers in the Democratic Republic of Congo, London.
- Vigh, H. (2006): Navigating Terrains of War. Youth and Soldiering in Guinea-Bissau, Oxford.
- WCRWC (2004): Nothing Left to Lose: The Legacy of Armed Conflict and Liberia's Children, New York.
- WCRWC (2007): Listening to Youth. The Experiences of Young People in Northern Uganda, New York.
- WCRWC / Lowicki, J. (2000): Untapped Potential. Adolescents Affected by Armed Conflicts, New York.
- WCRWC / Lowicki, J. (2004): Youth Speak Out. New Voices on the Protection and Participation of Young People Affected by Armed Conflict, New York.
- WCWRC (2001): Against All Odds. Surviving the War on Adolescents, New York.
- Wehling, P. (1992): Die Moderne als Sozialmythos. Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Modernisierungstheorien, Frankfurt/M.
- Wessells, M.G. (1998): Children, Armed Conflict and Peace, in: Journal of Peace Research, Vol. 35, No. 5, S. 635-646.
- WHO (2001): Small Arms and Global Health, Geneva.
- WHO (2002): World Report on Violence and Health, Geneva.
- WHO (2004): Handbook for the Documentation of Interpersonal Violence Prevention Programms, Geneva.
- WHO (2004): Preventing Violence. A Guide to Implementing the Recommendations of the World Report on Violence and Health, Geneva.
- WHO (2004): The Economic Dimensions of Interpersonal Violence, Geneva.
- WHO (2007): Third Milestones of a Global Campaign for Violence Prevention Report 2007. Scaling Up, Geneva.
- Whyte, W.F. (1943/1996): Die Street Corner Society – Die Sozialstruktur eines Italienviertels, Berlin.
- World Bank (2002): Child Soldiers. Prevention, Demobilization and Reintegration, Social Development Department Disseminations Note, No. 3, Washington D.C.
- World Bank (2005): Children and Youth. A Framework for Action, Washington D.C.

- World Bank (2005): *Children and Youth. A Resource Guide for World Bank Staff*, Washington D.C.
- World Bank (2005): *Reshaping the Future. Education and Postconflict Reconstruction*, Washington D.C.
- World Bank (2006): *Youth-Responsive Social Analysis. A Guidance Note*, Washington D.C.
- World Bank (2007): *World Development Report 2007: Development and the Next Generation*, Washington D.C.
- World Youth Report (2003): *The Global Situation of Young People*, United Nations, Washington D.C.
- World Youth Report (2005): *Young People Today, and in 2015*, United Nations, Washington D.C.
- World Youth Report (2007): *Young People's Transition to Adulthood. Progress and Challenges*, United Nations, Washington D.C.
- Yousef, T.M. (o.J.): *Youth, Employment and Conflict in MENA*, ppt, World Bank.